3 1761 06185232 3

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Professor Heichelheim

75

Hermann Dreßler

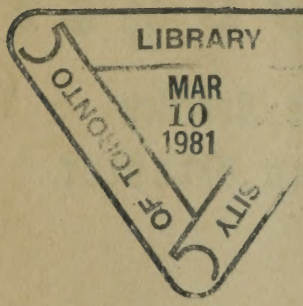
Mondvögel

Mondvögel.

Phantastische Novellen
von Hermann Dreßler.

1.–10. Tausend.

Universal-Verlag München.



Copyright 1919 by Universal-Verlag München.

Alle Rechte — insbesondere das der Ueberſetzung — ſind vorbehalten.

Mondvögel.

I.

„Herr Doktor, es ist 11 Uhr!“

„Stört mich nicht!“ knurrte der Erwachende.

„Also stehen Sie auf!“ fuhr die Wirtschafterin unbeirrt fort.

„Lassen Sie den guten Doktor schlafen!“ kam die Antwort.

„Ja, der Doktor schläft ja bei Ihnen überhaupt noch. Wer weiß, ob der je einmal munter werden wird,“ eiferte die Alte. „Also denn: Herr Wolf, stehen Sie auf!“

„Aber, Frau Willing, jetzt, vor Mitternacht?!“

„Sie haben es ja so gewollt! Ich möchte übrigens wissen, was da dahinter steckt!“ eiferte die Wirtschafterin. „Wollen Sie vielleicht um Mitternacht zur Universität?“

Der Student sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett. „Universität? Ja! das könnte sein! Also schnell, Frau Willing, brauen Sie mir einen Ermunterungskaffee!“

Murrend ging die Alte hinaus, um das Gewünschte zuzubereiten. Der Student kleidete sich unterdessen an und machte sich zum Ausgehen fertig. Dann schloß er den Schreibtisch auf und entnahm dem untersten Fache

einen Brief, den ihm die Post heute gebracht hatte. Er faltete ihn auseinander und überlas den Inhalt halblaut:

„Sie werden ersucht, sich heute um Mitternacht im astronomischen Hörsaale der Universität einzufinden. Der Pedell wird Sie am hinteren kleinen Pförtchen der Ringthaler Straße einlassen. Es handelt sich um eine wichtige Mitteilung. Verschwiegenheit gegen jedermann ist Bedingung!

gezeichnet: Lunarius."

„Rätselhaft!" sagte er für sich. „Anschrift und Inhalt, alles in Maschinenschrift geschrieben, der Poststempel nicht zu entziffern. Fast sieht es aus, als ob der Beamte absichtlich einen schadhaften Stempel verwendet hätte, der es unmöglich macht, Aufgabeort und Datum erkennen zu lassen. Nun, wir werden ja sehen!"

Er schob das Schreiben in seine Brieftasche. Frau Willing brachte den Kaffee und versuchte nochmals, ihrem Mieter das Geheimnis seiner nächtlichen Exkursion zu entreißen — vergeblich!

Student Wolf hing sich den grauen Paletot um, drückte den Hut in die Stirn und verließ eilig das Haus.

Es war ein Viertel vor Mitternacht. Der Stadtteil war um diese Zeit fast ausgestorben. Nur der Vollmondschein langweilte sich auf den Straßen und schien mit trüben Augen den Morgen heranzuwachen.

Wolf schritt kräftig aus. Er konnte es kaum erwarten, Aufklärung über das sonderbare Abenteuer zu erhalten, das ihn zwang, um Mitternacht die großen, einsamen Hallen der Universität aufzusuchen. In Ge-

danken versunken bog er um die nächste Ecke in die Universitätsstraße ein.

Hier rannte er mit einem Herrn zusammen, der ebenso eilig demselben Ziele zuzustreben schien.

„Holla, Wolf!"

„Ah, guten Abend, Werner!"

„Wohin des Weges?"

„Ich — ich gehe nur so — spazieren!" entgegnete Wolf.

„Spazieren? Da hast du aber sonderbare Gewohnheiten angenommen!"

„Tust du nicht dasselbe?"

„Nein, ich — ich — ich gehe . . ."

Jetzt wurde Werner verlegen.

„Also auf Liebespfaden?"

„Wolf, altes Rhinozeros! Das wirst du an mir nicht erleben! Ich sage dir's morgen!"

Damit wollte er sich verabschieden.

„Halt, ich gehe auch mit!"

Wolf drängte sich dicht an ihn heran, zog ihn am Ärmel an sich und flüsterte: „Sage mal, du hast wohl auch einen solchen Brief bekommen?"

Werner sah ihn erstaunt an.

„Ja! Du auch?"

„Freilich, ich bin eben auf dem Wege zur Universität!"

„Was mag dahinter stecken? Hast du eine Ahnung?"

„Nicht im geringsten! Ein Ulk kann es doch wohl nicht gut sein!"

Sie gingen zusammen weiter.

An der Hinterpforte des Universitätsgebäudes trafen sie noch eine kleine Schar Kommilitonen, die sich aus allen Vierteln der Stadt zusammengefunden hatten. Alle waren durch den geheimnisvollen Brief aufgefordert worden, um diese mitternächtige Stunde im astronomischen Hörsaale zu erscheinen. Keiner hatte die Aufgabepoststation entziffern können. Ebenso war allen die Unterzeichnung der Briefe: „Lunarius" fremd.

Man trat unauffällig ein. Geräuschlos öffnete der Pedell, der ebenfalls durch geheimnisvollen Brief seine Anweisungen erhalten hatte, die kleine Hinterpforte und leuchtete mit einer Handlaterne die leeren Korridore entlang, an deren graugetünchten Wänden die Schatten der kleinen Schar einen spukhaften, phantastischen Reigen tanzten. Dann verließ er den Hörsaal und kehrte an seinen Schließerposten zurück.

„Das ist ja ein Roman von Dumas, den wir da erleben," flüsterte Wolf seinem Freunde Werner zu. „Wenn ich allein wäre, ich glaube, ich könnte mich fürchten."

In dem großen astronomischen Hörsaale, dessen Auditorium sich nur nach einer Seite hin erstreckte, während der größere Teil die Instrumente und das Katheder enthielt, war kein Licht angezündet worden.

Dieser Raum lag im obersten Stockwerke des Universitätsgebäudes und war so gebaut, daß er kein Fenster aufzuweisen hatte. Nur die große Glaskuppel, die sich in beträchtlicher Höhe über den ganzen Saal wölbte, ließ das Licht herein. Der Mond stand als leuchtende Vollscheibe am Firmament und goß sein bleiches Sil-

ber in weichen Fluten über die kleine, lautlose Versamm-
lung. Hier und da brach sich sein Strahl in den blitzen-
den Metallteilen der Instrumente und zuckte geister-
haft wie ein blaues Flämmchen auf. Der große 18zöllige
Refraktor schob seinen riesigen Tubus wie das Rohr
eines Geschützes gegen den Nachthimmel empor, und
das in seinem komplizierten Linsensatze gesammelte
Licht fiel als feiner, greller Strahl durch das Objektiv,
dem die Verschlußkapsel abgenommen war, und zeich-
nete einen phosphoreszierenden, magischen Kreis an
das Linoleum des Bodens.

Unmittelbar, nachdem die helle Stimme der Uni-
versitätsuhr die zwölfte Stunde in die stille Nacht hinein-
gerufen hatte, öffnete sich die Tür des Laboratoriums,
und auf dem hochgebauten Katheder erschien eine
schlankgewachsene Gestalt. „Professor Bartoly," flü-
sterten die Studenten erstaunt und rückten auf ihren
Sitzen zurecht.

„Jawohl, meine Herren, Professor Bartoly ist es,
der vor Ihnen steht," begrüßte sie der Schlanke mit
weicher, volltönender Stimme, die wie der Ton einer
tiefen Orgelhohlpfeife durch den Raum schallte. „Ich
freue mich außerordentlich, die Jünger meiner früheren
kleinen Gemeinde wieder einmal um mich zu sehen.
Ich denke, auch Sie werden alle ein gleiches Interesse
an mir haben, an mir, der ich seit zwei Jahren für tot
galt, ertrunken bei einer stürmischen Seefahrt nach In-
dien. Nun, heute darf ich Ihnen melden, daß diese
Zeitungsnotizen von mir selbst in die Presse gebracht
waren, daß diese Zeit, während der ich mich selbst frei-

willig verbannte, dagegen den Fortsetzungen meiner Mondforschungen gewidmet war."

Ein „Ah!" der Überraschung löste sich den verwunderten Studenten von den Lippen.

„Nun danke ich Ihnen, meine lieben Freunde," fuhr Professor Bartoly fort, „für Ihre stillschweigende Zusage, die Sie mir durch Ihr Erscheinen gegeben haben. Lassen Sie mich ohne Umschweife zur Sache kommen und Ihnen zunächst erklären, warum ich diese Heimlichkeit für notwendig hielt, die ein Postbeamter, der meinem Gelde nicht widerstehen konnte, durch einen abgenützten Poststempel unterstützte.

Es handelt sich um eine Gefahr, die sich gegen unseren Planeten im Weltall vorbereitet."

Er machte eine kleine Pause, um die Zuhörer durch seine verblüffenden Enthüllungen nicht zu verwirren.

Dann fuhr er fort:

„Bisher nahm man an, der Mond sei unbewohnt. Meine Herren, das ist ein sträflicher Irrtum! Ich werde es Ihnen sehr bald beweisen, daß der Mond ebensogut Bewohner hat, wie unsere Erde, und daß diese an Kultur uns weit überlegen sind. Daran mag die äußerst verdünnte Atmosphäre des Mondes schuld sein, die im Verhältnis viel mehr Sauerstoff enthält, der ja bekanntlich alle Lebensfunktionen anregt und der stärkste Förderer der Entwicklung ist.

Ich lese die Frage in Ihren Augen: „Woher weißt Du das?" Ich bitte um Geduld und werde Ihnen jetzt den Gang meiner Erlebnisse und Erfahrungen während der letzten zwei Jahre schildern.

Als ich von hier abreiste, wandte ich mich nach Asien, wo ich mich bei einem Freunde aufhielt, der auf dem Hochlande von Pamir aus privater Neigung ein großes astronomisches Laboratorium unterhält und das beste Fernrohr besitzt, das die Optiker Canalettas bisher aus ihren Werkstätten hervorgehen ließen. Auf dieses Fernrohr setzte ich ein eigens von mir erfundenes Okular und betrieb meine lunarischen Forschungen nächtelang mit größtem Eifer.

Was ich nun da eines Nachts zu meiner Überraschung und größten Erregung fand, will ich Ihnen jetzt im Naturbilde selbst vorführen. — Ich bitte Sie, mir ein klein wenig behilflich zu sein und den Transparentschirm aufzuspannen." —

Während einige der Studenten den großen weißen Schirm aufrollten, der seitlich vom Katheder stand, und die Drahtschnuren durch seine Ringe spannten, zog Professor Bartoly ein fein geschliffenes Etui hervor, dem er ein Objektiv entnahm, das in einer Kapsel mit Mikrometergewinde steckte. „Vielleicht wird dieses Glas, das ich Lunarglas getauft habe, noch einmal eine hervorragende Rolle in der Astronomie spielen," sagte er. „Die Gewinnung ist vorläufig mein Geheimnis."

Nun schraubte er das Objektiv vom Refraktor ab, setzte sein Lunarglas auf und fügte noch einen Knietubus mit Winkelspiegeln daran. Dann ließ er die Verfinsterungsrolläden schließen und richtete den Apparat so, daß der Lichtkreis auf die Leinwand fiel.

„So, meine Herren, nun haben Sie nur fünf Minuten Geduld, bis Ihre Augen an das eigentümliche,

grün-gelbe Mondlicht dort auf der Fläche gewöhnt sind. Dann werden Sie etwas sehr Interessantes sehen."

Es war totenstill im Raume. Man konnte die Taschenuhren ticken hören. Allen Anwesenden ging der Atem vor Erregung kaum hörbar aus der Brust.

Auf der Bildfläche des Lichtschirms sah man nichts als das eigentümlich phosphoreszierende Mondlicht. Natürlich war es nur ein winziger Teil der erleuchteten Mondhälfte, der hier in ungeahnter Vergrößerung sich dem forschenden Menschenauge enthüllen mußte.

Nachdem sich das Auge aber etwas an die Lichtwirkung gewöhnt hatte, erkannte man kleine, dunkle Punkte, die sich aus dem helleren Hintergrunde lösten und heraushoben und langsam, aber in gleichmäßigen und abgerundeten Bewegungen durch das Lichtfeld schwammen wie Staubteilchen auf der Oberfläche eines ruhigen Gewässers.

Nach wieder einiger Zeit erkannte das Auge, daß diese dunkleren Punkte von einer helleren Masse kreisartig umgeben waren, so etwa, wie ein Zentralorgan von seinen Nebenzellen umgeben ist. Und diese sonderbaren Gebilde bewegten sich wie schwirrende Insekten, aber nicht plan- und ziellos, sondern jede Bewegung und jede Kurve schien mit einer gewissen bewußten Absichtlichkeit ausgeführt zu werden.

Es war ein Anblick, der die Zuschauer faszinierte.

„Wofür halten Sie diese Erscheinung, meine Herren?"

„Wenn es nicht zu abenteuerlich klänge, könnte man

meinen, den Schattenriß von Luftkreuzern vor sich zu haben," sagte Wolf.

„Und in der Tat, Sie haben recht, so abenteuerlich das klingen mag und so wenig man in diesen winzigen Pünktchen einzelne Teile eines Luftschiffes erkennen kann. Diese Pünktchen, die hier vor uns auf der Leinwand ihren Tanz ausführen, sind Luftkreuzer, die in der Atmosphäre des Mondes schweben, und ihre Insassen haben wohl keine Ahnung, daß hier in dem einsamen, mitternächtigen Hörsaale einer deutschen Universität eine Anzahl Studenten jede Bewegung ihrer Mondvögel verfolgen. —

Wir wollen ihnen noch mehr ablauschen! Bitte bedienen sie sich einmal dieser Lupe! Vielleicht geben Sie der Einfachheit halber Ihren Herren Kommilitonen an, was Sie bemerken! Die übrigen Herren können sich dann selbst durch Augenschein überzeugen."

Er reichte Wolf eine kreisrunde Doppellupe, mit der sich der Student der Fläche des Transparentschirmes näherte.

„So, nun behalten Sie nur einen dieser Mondvögel im Auge, vielleicht verrät er Ihnen etwas von seinem Gefieder!"

„Ja," sagte der Student nach einer Weile, „diese Luftkreuzer sind ebenso länglich schlank gebaut wie unsere Zeppelinschiffe, aber ihre Höhendimensionen scheinen doch bedeutend geringer zu sein."

„Ganz recht, aber trotzdem haben sie eine außerordentliche Tragkraft," fügte Professor Bartoly ein. „Bitte, beobachten Sie weiter!"

„Es scheint manchmal ein weißes Licht am vorderen Teil der Mondvögel aufzublitzen. Richtig! jetzt wieder, und in ganz regelmäßigen Zeitabständen. Ob es Signale durch Scheinwerfer sind?"

„Ja!" bestätigte Professor Bartoly.

„Nach der Geschwindigkeit der Bewegungen hier auf der Schirmplatte müssen diese Mondvögel eine große Schnelligkeit in ihrem Fluge erreichen können."

„Alles richtig! Sie fliegen nicht, sie schießen, und zwar bis zu 820 Kilometer in der Stunde, und das mit absoluter Sicherheit. Ich selbst bin mit einem solcher Luftkreuzer gefahren."

Das Interesse für den Lichtschirm war mit einem Male weg. Die Studenten starrten ihren Professor an wie einen Verrückten.

„Ja, ja, meine Herren, Sie staunen! Ihre Neugier wird sogleich befriedigt werden. Ich komme damit zur zweiten Hälfte meines Vortrages. Bitte nehmen Sie wieder Platz, die Wolke, die da oben vorüberzieht, trübt ohnehin das Bild recht sehr." —

„Eines Tages machte ich eine seltsame Entdeckung. Ich fand unweit der Villa meines Freundes einen Steinblock liegen, den ich bis dahin noch nie wahrgenommen hatte. Ich untersuchte ihn etwas näher. Er hatte die Färbung unseres Bergkristalls und war augenscheinlich künstlich zugehauen. Ich versuchte, ihn umzuwenden, aber denken Sie sich mein Erstaunen! Als ich den Steinblock kaum berührt hatte, bewegte er sich in der Richtung meiner aufgewendeten Kraft weiter fort, so daß ich ihn durch Festhalten wieder in sein Gleichgewicht

zurückversetzen mußte. Ich war nicht bloß erstaunt, sondern auch im höchsten Grade erfreut, denn nun hatte ich eine handgreifliche Bestätigung meiner Schwerkrafttheorie. Vielleicht ist diese Ihnen noch im Gedächtnis geblieben. In kurzen Worten gesagt folgende:

Auf unserer Erde wirken zwei einander entgegengesetzte Strahlungen, die sich als Kräfte geltend machen. Es sind die Schwerkraftstrahlen, die aus dem Raume auf die Körper wirken und diese auf die Erde drücken, denn eine eigentliche Schwere gibt es ja nicht, wie uns ein Blick in das Bewegungssystem unserer Planeten lehrt. Die anderen Strahlungen sind die Zentrifugalstrahlen, welche die Erde versendet, und die in ihrer Wirkung ins Weltall hinausstreben. Die Folgerungen können Sie leicht selbst finden! Würde unser Körper für die Schwerkraftstrahlen durchlässig sein, so würden wir ungewollt die Reise ins All antreten müssen, die Zentrifugalstrahlen würden unsere Motore sein. Da aber unser Körper die Zentrifugalstrahlen wirkungslos durch seine Zellen gehen läßt, den Schwerkraftstrahlen dagegen den Durchgang verweigert, so sind wir gezwungen, auf der Erde zu bleiben.

Aus der Indifferenz dieses Steinblockes erkannte ich nun, daß er sowohl die Schwerkraft-, als auch die Zentrifugalstrahlen durchließ, weshalb ich ihn „Diabas" nannte.

Ich brachte ihn in einen verschlossenen Raum, denn der geringste Luftzug hätte ja genügt, ihn in der angestoßenen Richtung forttreiben zu lassen, ewig, unendlich,

bis sich ihm ein festes Hindernis im Weltall, vielleicht ein anderer Planet entgegengesetzt hätte.

Aber wie war der seltsame Steinblock auf unsere Erde geraten? Sehr einfach! Irgend eine mechanische Kraft auf irgend einem Planeten, vielleicht gar auf unserem Trabanten, hatte in der Richtung nach unserer Erde zu auf ihn eingewirkt, und so war er herübergeschwommen und auf unserer Welteninsel gelandet. Wer weiß, wie viele fremde Körper im Laufe der Jahrtausende schon aus jenem fernen, unbekannten Jenseits zu uns herübergeschwommen sind, wie ein Wrack, auf den Wellen treibend, an fremde Küsten gespült wird. Diese diabarischen Körper sind die wahren Heimatlosen unseres Weltalls, jede kleinste Kraft, der Schall eines gesprochenen Wortes vertreibt sie.

Doch ich will Sie nicht mit meinen Gedanken aufhalten.

Ich suchte aus dem wertvollen Funde natürlich meinen Vorteil zu ziehen. Mir kam der Gedanke, ob sich mein Diabas nicht zur Herstellung eines Fahrzeuges verwenden ließe, um eine Reise ins große, unbekannte Jenseits anzutreten. Zwei Tage und Nächte saß ich über meinem Problem, dann hatte ich die Lösung — in der Theorie wenigstens — gefunden. Ich ließ mir den Block in Platten sägen, die ich zu einer Art geschlossenen Kastens zusammenfügte, der mir genügend Raum bot, darin ausgestreckt zu liegen oder mich sitzend aufzurichten.

Nun konstruierte ich eine Schleuder, deren Lösungspunkt eine Geschwindigkeit von 400 Kilometern erreichte.

Nachdem ich von meinem Freunde Abschied genommen hatte, ließ ich mich in meinem diabarischen Luftschiff auf den Schleuderapparat heben.

Ich war mir wohl bewußt, daß der kleinste Fehler in der Berechnung der Mondbewegung, der resultierenden Kraft meiner Maschine oder eine Störung in der Lufthülle unserer Erde mich an ganz andere Gestade führen würde, als ich beabsichtigt hatte: auf den Mond. Trotzdem war ich entschlossen, mein Vorhaben auszuführen. Einen Aufschlag beim Landen hatte ich nicht zu befürchten, denn diabarische Körper unterliegen nicht dem Gesetze der Beharrung, das ja eigentlich weiter nichts als eine Abart der Schwerkraft ist.

Ich gab das Zeichen, hörte noch das Ankurbeln der Maschine und das furchtbare Sausen, das mein Emporgeschleudertwerden begleitete, und als ich erwachte, hörte ich ein leises Plätschern um mich und merkte, daß ich in einem seichten Gewässer gelandet war.

Sie müssen wissen, daß der Weltäther, diese Schöpfung erhaltende Kraft, nicht vernichtet, sondern im Gegenteil eine Art von Erhaltung, eine Erstarrung bewirkt, in der der animale Organismus alle seine Dispositionen und Lebensfunktionen behält. So erwachte ich zu neuem Dasein. Wo ich mich befand, wie lange die Reise gedauert hatte, wußte ich nicht. Erst aus der Orientierung im Weltall ersah ich, daß ich mein Ziel, den Mond, erreicht hatte, und da ich seine Entfernung von der Erde und die Geschwindigkeit meiner Fahrt kannte, war es mir nicht schwer, die Dauer mei-

ner Reise zu berechnen. Sie hatte 40 Tage und 1 Stunde gewährt.

Ich verbarg mein Fahrzeug in einer Felsenhöhle und suchte menschliche Behausungen auf. Eine solche fand ich auch. Ich gelangte in eine Art von Luftschiffhafen, wo ich mich mit den Beamten bald befreundete.

Als Erdbewohner war ich den Geschöpfen unseres Trabanten von großem Interesse, allerdings war dies, wie es schien, mehr von politischer Bedeutung, denn daß bei unseren Mondbewohnern eine Richtung herrschte, die interplanetarische Politik trieb, hatte ich bald weggekriegt.

Man ließ mich tagsüber nicht aus den Augen, trotzdem habe ich manches erfahren, was man mir zu verbergen suchte, vor allem habe ich einen ziemlich genauen Einblick in das lunarische Verwaltungssystem bekommen und auch einige Brocken der lunarischen Sprache kennen gelernt, die in vieler Hinsicht Klangähnlichkeiten mit den romanischen Sprachen unserer Erdinsel aufweist. Was Sie interessieren dürfte, ist, daß die Lunarier uns Erdbewohner in ihrer Sprache als die „Rückständigen" bezeichnen. Die Lunarier dürfen sich dies Urteil über uns erlauben, denn sie besitzen Fernrohre, durch deren Linsen ihnen keine größeren Umwälzungen auf unserem Planeten und unsere Abwehrmittel dagegen, zum Beispiel gegen Sturmfluten, Hochwasser, Waldbrände usw. entgehen. Der „Rückständige" überlistete sie aber doch, da sie mich infolge meiner geheuchelten Interesselosigkeit für harmlos hielten.

Es gelang mir, ihre Luftschiffe genau zu studieren

und ihre Flüge zu beobachten, und ich kann Ihnen versichern, daß die Lunarier ein ausgezeichnetes Luftheer besitzen, überhaupt nur ein Luftheer. — Ich sehe Ihr Erstaunen und bin Ihnen eine Erklärung schuldig.

Die Lunarier sind seit Jahrhunderten dort, wohin wir noch streben: Weltfriede oder richtiger: Erdfriede, Einigkeit und einheitliche Verwaltung aller Völker. Insofern ist unser Trabant ein Paradies, ein Land des Friedens. Da seine Bewohner also untereinander keine Kriege zu führen haben, ist ein Landheer oder eine Kriegsmarine vollständig überflüssig. Um so erklärlicher ist ihr Hang nach interplanetarischen Streifzügen und Kriegsabenteuern, und da ihr Boden infolge der Ausbeutung ziemlich abgebraucht ist, müssen sich die Lunarier nach neuen Ernährungsgebieten umschauen. Meine Herren! Es ist immer dasselbe alte, urewige Gesetz gültig: Der Lauf der Natur heißt stete Entwicklung, und in ihr gibt es keinen Stillstand. Ist das Unglaubliche erreicht, wird das Unmögliche angestrebt, und wir Erdbewohner, wir „Rückständigen", sind ihnen am nächsten erreichbar.

Lassen Sie mich noch einige bemerkenswerte Notizen über den Bau und die Bewegung ihrer Luftkreuzer geben! Ihre Luftfahrzeuge bauen die Lunarier natürlich aus Diabarit, der dort in Schächten in großen Mengen gebrochen wird. Die Fahrzeuge sind innen mit der größten Bequemlichkeit ausgestattet, und wenn nicht die langhalsigen Geschützrohre überall unter den gewölbten Panzerdecken hervorschauten, könnte man

glauben, sich auf einem Salondampfer erster Klasse zu befinden.

Der Antrieb ist äußerst einfach. Große Zylinder, die mit komprimiertem Weltäther gefüllt sind, vertreten die Stelle unserer Motore und Propeller. Wird das Bodenventil geöffnet, so muß das diabarische Luftschiff steigen, und würde so ins Unendliche fortfliegen, wenn nicht ein Zug am Deckenventil die Gegenkraft in Wirksamkeit treten ließ. So läßt sich mit leichter Mühe jede Geschwindigkeit und jede beliebige Richtung einschlagen. – Ich selbst bin mit Hilfe eines solchen Zylinders mit komprimiertem Weltäther, den ich mir heimlich aneignete, auf unseren Mutterplaneten zurückgekehrt. Als man meine Flucht entdeckte, nahm man die Verfolgung durch den Weltraum auf. Allein mein Vorsprung war bereits zu groß, trotzdem war mir der Feind — für diese Entfernungen wenigstens — dicht auf den Fersen, und tatsächlich sollen einige dieser lunarischen Rekognoszierungsluftkreuzer schon in so großer Nähe unseres Planeten gewesen sein, daß Insassen hochfliegender Freiballons in Indien behaupten, solche Mondvögel wie eine Luftspiegelung durch den Äther segeln gesehen zu haben.

Besonders nahe kommen die Lunarier unserem Planeten in den Neumondnächten, denn sie wissen sehr wohl, daß ihre Erde von unseren Astronomen sehr scharf beobachtet wird und daß der Erdschatten in den Neumondnächten sie vor den neugierigen Polyphemen unserer Fernrohre schützt. Sie haben vorhin selbst gesehen, daß sie sich in solchen Nächten, in denen die ganze be-

leuchtete Halbkugel ihrer Erde uns zugekehrt ist, nicht über ihre Atmosphäre hinauswagen. Sie können sich davon gleich noch einmal überzeugen!"

Professor Bartoly setzte das Lunarglasokular wieder auf den Kopf des Refraktors und ließ die staunenden Zuhörer nochmals die fliegenden Punkte betrachten, die wie Krabben im Sande des Meeres auf der gelblich-grün beleuchteten Leinwand umherschwammen.

„Doch nun, meine Herren," schloß Professor Bartoly, „müssen wir dieses Mitternachtskolleg schließen. Es mischen sich verdächtig hellgraue Lichter in den Farbton des Mondlichtes, ein Zeichen, daß der Morgen naht. Verlassen Sie unauffällig auf demselben Wege unsere alma mater und geben Sie mir stillschweigend die Versicherung ihrer Verschwiegenheit. Sie werden weiter von mir hören!"

Damit öffnete er durch eine doppelte Drehung an der Kurbel die Deckenjalousien, und das silberne Mondlicht lag wieder mit breitem Schimmer im astronomischen Hörsaale, spiegelte sich in den blitzenden Metallteilen der Instrumente und begleitete die Studenten wie im Traum auf ihrem einsamen, nächtlichen Heimwege.

II.

„Nun möchte ich bloß wissen, was das eigentlich heißen soll, Herr Doktor! Ich glaube wirklich, Sie sind verrückt geworden."

Mit unfreundlichem Gesicht trat Frau Willing in Wolfs Studierzimmer und weckte den am Schreibtische

scheinbar Eingeschlafenen durch einen Klaps auf die Achsel aus seinen Träumen.

„Verrückt geworden? Ha, ha! Aber warum denn, Frau Willing?"

„Nun ja, das bin ich doch von früher her an Ihnen nicht gewöhnt, daß Sie nachts daheim bleiben und studieren! Das heißt: jetzt haben Sie ja geschlafen!"

„So! Haben Sie sonst noch mehr solche interessante Beobachtungen an mir gemacht, wie?"

„Hm, ja!"

„Na, und welche?"

„Gott, fragen Sie man nicht so dumm! Das müssen Sie doch selber wissen. Sie sind jetzt überhaupt ganz anders — eigentlich besser, ja, ja!"

Sie trat dicht an ihn heran und pflanzte sich, auf dem sicheren Postamente ihrer Persönlichkeit ruhend, neben den Schreibtisch in den gelben Lichtkreis der Petroleumlampe.

„Wissen Sie, was ich glaube?"

„Nein, wie kann ich das wissen?"

„Ich glaube, Sie sind verliebt?"

„Ja, wirklich, Frau Willing, da haben Sie es auch getroffen!"

„Na, und in wen denn? Mir könnten Sie es schon sagen, Sie wissen, ich verrat's nicht weiter!"

„Ja, ich weiß, Sie können schweigen. Also denn: ich bin verliebt in — — den Mond."

Er lachte hell auf, während seine Wirtin sich gekränkt abwandte.

„'s ist aber wirklich und wahrhaftig so, Frau Wil-

ling, und jetzt den Kaffee, schnell, schnell, es ist die höchste Zeit! Schon ein Viertel auf Mitternacht!"

„Das sage ich Ihnen, lange mache ich das nicht mehr mit. Um Mitternacht Kaffee trinken! Hat man schon je so etwas Verrücktes gehört!"

„Bringen Sie ihn trotzdem, ich muß gleich fort!"

„Was bloß diese Nachtlauferei immer soll! Die Nacht ist zum Schlafen da, verstanden?"

„Gott, Frau Willing, ich sagte Ihnen doch schon, daß ich in den Mond verliebt bin, und der ist nun einmal bloß des Nachts da. Wenn Sie ihn am Tage herbringen können, will ich nachts gern zu Hause bleiben."

„Unsinn!" murrte die gutmütige Alte. „Wie gesagt, Sie sind verrückt. Außerdem ist ja heute Neumond!"

„Für Sie, für mich nicht!"

Wolf war plötzlich etwas ernster geworden.

Er hatte kaum seinen Kaffee geschlürft, als von der Straße herauf ein feiner Pfiff ertönte.

Wolf öffnete das Fenster.

„Werner?"

„Hier! Fertig?"

„Sofort!"

„Wer wird das wieder sein? Ihr sauberer Freund, der Werner! Ist der vielleicht auch in den Mond verliebt? Und schickt ihm die Geliebte auch hin und wieder diese geheimnisvollen Briefe, aus denen man nicht ersehen kann, woher sie eigentlich kommen?"

„Nein, diese Geliebte schickt ihre Gesandten persönlich herab. Gute Nacht, Frau Willing, schlafen Sie wohl!"

„Kommen Sie vernünftig wieder!"

„Will sehen, ob's möglich ist!" —

Er verließ das Haus.

An der Straßenecke erwartete ihn Werner.

„Was Neues?"

„Außer dem Brief von Professor Bartoly nichts!"

„Ich habe auch wieder einen Brief bekommen. Was schreibt er?"

„Nur wenige Worte: „Neumondnacht — 12 Uhr — Perenniushütte! Lunarius."

„Dasselbe wie an mich. — Ein interessanter Mann, dieser Professor Bartoly!"

„Ja, man könnte an übernatürliche Kräfte glauben. Mir schwindelt noch der Kopf, wenn ich an sein Mitternachtskolleg und seine Mondvögel denke. Wie ein Traum ist diese ganze Geschichte!"

„Und doch greifbare, sichtbare Wirklichkeit!"

Sie verließen die Stadt und pilgerten schweigend den schmalen Waldpfad nach der Perenniushütte hinaus, ein Weg, auf dem nur ganz Ortskundige sich bei solcher Rabenfinsternis zurechtfinden konnten.

Die Perenniushütte war ein villenartiges Gebäude, das auf einem kleinen Hügel jenseits des Waldes stand.

Es war seit undenklichen Zeiten vollständig verlassen, obgleich es — bis auf die Dachverschalung — noch leidlich gut erhalten war. Bei der Bevölkerung ging die Sage, daß hier Perennius — ein deutscher Ahasver — nach einem tausendjährigen Leben verschieden sei. Allerhand gedankenloser Aberglauben machte dem Volke die Stätte unheimlich und verrufen,

und so war man hier auch am hellsten Sommermittag vor jedem Lauscher oder unberufenen Störenfried sicher.

Als unsere beiden Nachtwandler anlangten, wurden sie im Finstern von einigen anderen Kameraden, die ebenfalls zu dieser mitternächtigen Stunde durch Professor Bartoly hierher geladen worden waren, begrüßt.

„Verfluchte Finsternis hier! Man weiß nicht einmal, ob nicht der Herr Professor schon irgendwo in der Nähe ist."

„Stimmt!" entgegnete ein anderer ebenso leise. „Wer weiß, ob er nicht aus der vierten Dimension urplötzlich erscheint."

In dem Augenblicke schlugen die Uhren der Stadtkirchen in der Ferne Mitternacht. Gedämpft klangen die Schläge über den Wald herüber zu der lauschenden Schar.

Und in ihre letzten zitternden Schwingungen mischte sich plötzlich ein anderer Ton: ein feines, leises Zischen.

Die Studenten fühlten mehr, als sie es in der Dunkelheit sahen, wie etwas lautlos niedersank und neben ihnen schwebte.

Plötzlich verstummte das Zischen, man hörte das leise Klirren einer Kette, das Schlürfen eines am Boden hinschleppenden Ankers und gleich darauf das fast lautlose Geräusch sich drehender Scharniere.

„Guten Abend, meine Herren, Professor Bartoly grüßt Sie!"

Einen Moment zuckte der Strahl einer kleinen Taschenlaterne auf, und die Studenten erkannten ihren Professor.

„Guten Abend, Herr Professor. Sie sind pünktlich!"

„Wie es sich für einen Astronomen, bei dem oft von Bruchteilen einer Sekunde viel abhängt, schickt. Sind Sie alle erschienen?"

„Jawohl, wir sind zwölf Mann!"

„Ich danke Ihnen, so lassen Sie mich den Dreizehnten sein!"

„Oder den Ersten der Gemeinde der Dreizehn!"

„Auch in diesem Falle wird die böse Zahl kein Unglück bedeuten! Sie haben wohl gemerkt, auf welchem Wege ich zu Ihnen gekommen bin?"

„Vermutlich auf Ihrem diabarischen Fahrzeug?"

„Ja, nur daß ich es für unsere heutigen Zwecke bedeutend vergrößert habe. Dieser Diabas ist außerordentlich ausgiebig. Sie werden alle in meinem Fahrzeuge Platz nehmen können. Nur muß ich Sie bitten, einstweilen noch auf die Bequemlichkeit Verzicht zu leisten. Ich habe nur ganz einfache Sitzgelegenheiten --- Wandbänke — darin anbringen lassen."

„Und woher kommen Sie heute, Herr Professor?"

„Von Pamir, wo ich mich bei meinem Freunde aufhielt. Ich fuhr heute abend gegen 9 Uhr bei ihm weg."

„So haben Sie den Weg von vierzehntausend Kilometern in drei Stunden zurückgelegt? — Unglaublich!"

„Doch ist es so! Ich habe bis dahin unsere lieben lunarischen Nachbarn nicht aus den Augen gelassen. Der Refraktor meines asiatischen Freundes in Verbindung mit meinem Lunarglasokular hat mir verraten, daß ein ganzes Geschwader lunarischer Diabasluftkreuzer ziemlich nahe ist, das heißt, nahe für Weltentfernungen, und

sich vermutlich in dieser finsteren Nacht ziemlich weit heranwagen wird, um zu rekognoszieren."

„Ganz recht, Sie wiesen schon in jener Vollmondnacht darauf hin, daß diese Weltspione solche mondfinstere Nächte, wie diese, abwarten."

„Nun kommt es darauf an, meine Herren, völlig geräuschlos zu arbeiten. Wir müssen uns totenstill verhalten. Richten Sie keine Fragen an mich. Ich werde Ihre Wißbegierde morgen am Tage nach unserer Landung gern befriedigen."

Er zog aus der Brusttasche eine runde Pappscheibe, die den sichtbaren Teil des Himmels darstellte. Darauf glühten, mit feinen Phosphornadeln hineingestochen, Hunderte von Punkten, bald größer, bald kleiner.

„Meine Sternkarte, sie wird unser Wegweiser sein. Der Kompaß arbeitet in diesen Höhen nicht mehr ganz zuverlässig. — Und nun bitte ich Sie, einzusteigen. Hierher, meine Herren."

Mit klopfendem Herzen folgten die Studenten ihrem Professor und tasteten sich in das Fahrzeug, das Professor Bartoly hinter ihnen wieder schloß.

Dieses sonderbare Luftschiff schien durchsichtig wie Glas zu sein. Durch den Deckenteil sah man die Sterne schimmern. Der Mars strahlte sein rötliches Licht klar zur Erde herab, und die Cassiopeja flimmerte in bläulichem Scheine.

Die Studenten ließen sich auf den angebrachten Bänken nieder, während Professor Bartoly in einer Ecke vor einem Tischchen Platz nahm, aus dessen Platte eine Anzahl Hebel, Schaltknöpfe und Zuggriffe ragten.

„Achtung! Wir fahren! Und nun Totenstille! Wir dürfen uns von jetzt ab nur im leisesten, gehauchten Flüstertone verständigen. In zwei Minuten sind wir in einer Höhe von vierzehntausend Metern."

Die Studenten hörten das leise Knirschen eines niedergedrückten Hebels. Ein feines Zischen, wie das Ausströmen zusammengepreßten Gases, wurde vernehmbar, und ein eigentümliches, wohliges Gefühl sagte ihnen, daß sie mit rasender Geschwindigkeit emporgehoben würden.

In den oberen Regionen war die Luft bedeutend klarer, so daß die Sterne in prächtiger Strahlenkraft leuchteten und eine matte Helligkeit verbreiteten, die gerade genügte, die Umrisse eines Körpers ahnend zu erkennen. Nach kurzer Zeit verstummte das leise Zischen. Aus irgendeinem Ventil am oberen Teile des Luftschiffes schien Preßluft auszuströmen, nur einen Augenblick lang, nur ein kurzes Fauchen.

„Fünfzehntausend Meter über der Erde!" flüsterte Professor Bartoly. „Wir stehen. Höher wollen wir auch nicht gehen, sondern diese Höhe als unsern Lauerposten innehalten." — Die Studenten lauschten mit allen Organen in die Nacht hinaus.

Unter ihnen schwammen einige dünngefiederte Cirruswölkchen wie feine weiße Watteflöckchen langsam dahin.

Zwischen ihnen hindurch konnte man hin und wieder Lichter der Erde aufblitzen sehen. Deutlich erkennbar hoben sich die Tausende Lichter des Hamburger Hafens ab. Man sah die Reflexe des Cuxhafener Leuchtturm-

feuers in den Meereswogen aufblitzen. Weiter nördlich zwischen Helgoland und dem Wittsund mußten deutsche Kriegsschiffe ein Nachtmanöver abhalten. Rote und grüne Signalraketen sprühten ihre bengalischen Flammen in die Nacht empor.

Berlin war als großes, hellschimmerndes Feld am Horizonte erkennbar, Berlin, die Riesenstadt, die auch bei Nacht die Hunderttausende ihrer Kandelaberaugen nicht schließt. Hier und dort erkannte man auch die Signallichter größerer Eisenbahnstationen und hörte das Fauchen und den ehernen Schienenstoß dahinsausender Expreßzüge oder den grellen Pfiff einer Lokomotive, der wie der Notschrei eines geängstigten Ungeheuers schauerlich durch die Nacht heulte.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der Lauschenden vom Bilde der Erde abgelenkt. Ein schwacher Lichtschimmer schien in der Ferne zu schwimmen, näherte sich mit ungeheurer Geschwindigkeit und schoß wie ein Blitzstrahl vorüber, auf der Retina der irdischen Späher das Bild eines ungeheuer großen Vogels zurücklassend. Im gleichen Moment war er auch schon verschwunden.

„Mondspione!“ flüsterte Professor Bartoly.

„Ein lunarischer Kreuzer?“ fragte Wolf.

„Ja, wir werden ihm folgen!“

Die verschwindenden Lichter des Hamburger Hafens sagten den Studenten, daß ihr eigenes Fahrzeug sie in rasender Geschwindigkeit über den Spiegel der Nordsee dahintrage.

Ein Dampfer, der unten wie ein Nußkähnchen auf dem ewigen Weltmeere schwamm, heulte mit seinen

Dampfsirenen dem Festlande das Ankunftssignal zu. Vorüber, verschwunden wie ein Traum!

Nach einiger Zeit verlangsamte Professor Bartoly den Flug. Vor ihnen in der Finsternis des Nachthimmels stand der Rekognoszierungskreuzer, still und starr wie festgebannt. An den Seiten zeichneten sich in schwachem Schimmer kleine, kreisförmige Ringe ab.

„Aha, sie fahren mit abgeblendeten Lichtern, aber ihre Verfinsterungsluken schließen nicht dicht. Jetzt Vorsicht und kein Wort sprechen, meine Herren. Wir wollen uns noch etwas näher heranschleichen!"

Er ließ sein diabarisches Schiff steigen, bis es über dem Mondkreuzer stand und behielt diesen scharf im Auge. Er war ungefähr doppelt so lang als ein Zeppelinschiff, 280 bis 300 Meter, trug aber keine Nebenapparate wie Stabilisierungsflächen oder Laufgewichte an seinem Körper, nur am hinteren Bord waren ein Vertikal- und ein Horizontalsteuer angebracht. Dagegen war der Kiel des Kreuzers wie der Kopf eines Hechtes zugespitzt. Die kleinen Reflektorluken für Lichtsignaltelegraphie, die an den Seiten des Vorderkieles angebracht waren, und aus deren Oeffnungen zwei feine Lichtstrahlen hervorblitzten, erhöhten den Eindruck eines angestrengt lauschenden Ungeheuers, das alle Muskeln in eiserner Gewalt hat und mit keinem Gliede zuckt, um sich dem Gegner nicht zu verraten.

Wie die Wasserspeier an einem gotischen Kirchturm spähten die langen, dünnen Zylinder der Geschützrohre nach allen Seiten, leicht gegen die Erde geneigt.

Die ovalen Köpfe der Luftschächte ragten bis zwei

Meter über das Innendeck heraus wie die Ohren eines lauschenden Raubtieres.

„Hier in dieser Höhe werden sich jene am wohlsten fühlen," hauchte Professor Bartoly, „unsere Atmosphäre kommt in diesen Luftschichten der ihrigen fast gleich."

„Wir sind noch nicht bemerkt, es ist alles wie ausgestorben," gab Wolf ebenso leise zurück.

„Mag auch sein, sie trauen ihren Weltnachbarn nicht mehr, seitdem ich, mit ihren Geheimnissen bekannt, auf unseren Planeten zurückgeflohen bin."

„Immerhin ist es sehr kühn, daß sich die Lunarier bis in diese Nähe wagen. Fünfzehntausend Meter ist doch für ein modernes Luftgeschütz keine unerreichbare Höhe mehr."

„Allerdings, aber Sie müssen zweierlei bedenken: Selbst wenn diese Herren von der Erde aus durch Sternwarten gesichtet würden, so ist das Ziel doch immerhin erstens so klein, daß ein Treffer fast Zufall genannt werden müßte, und außerdem wissen Sie ja auch zweitens, wie es in dem Falle mit der Durchschlagskraft bestellt wäre."

„Meinen Sie, daß sich in solchen lichtlosen Nächten viel ausspionieren läßt?"

„Aber sicher! Die Lage, Größe und Bedeutung unserer Forts auf jeden Fall, und dies zu wissen ist für ihre Absichten von hervorragender Wichtigkeit. Seien Sie überzeugt, daß diese kühnen Spione schon Tausende verirrter Depeschen, die auf unseren drahtlosen Stationen ausgesandt wurden, aufgefangen haben. Wer weiß, ob sie nicht auch von ihren Offizieren dechiffriert

und weitere Dispositionen nach ihrem Inhalte getroffen worden sind. Doch halt! pst! pst! Sehen Sie, da!"

Der Professor und seine Freunde hörten gedämpft den Laut von Schritten an ihr Ohr tönen. Das Geräusch schien aus dem Innern des Mondkreuzers zu kommen. Gleich darauf wurde ganz vorsichtig und lautlos eine der Seitenluken geöffnet, daß ein blasser Lichtkegel aufschimmerte, und in diesem Lichtkreis erschien ein langes Fernrohr, das behutsam herausgeschoben wurde, und durch dessen Linsen der Spion aufmerksam das Bild der Erde zu rekognoszieren schien.

An dem vergrößerten Schattenbilde, dessen Umrisse das Licht auf einer vorüberziehenden Wolke fixierte, erkannte man, daß der Späher da drinnen nach längerem Durchschauen eine Karte anzulegen schien. Dann wechselte er mit einem andern einige Worte. Ein zweites Fernrohr senkte sein neugieriges Auge zur Erde herab, als erwartete es eine Nachricht oder ein Zeichen.

„Es hat wirklich den Anschein, als hätten sie einen Pilotballon zur Erde gesandt, dessen Rückkehr sie erwarten," flüsterte Wolf, den Mund zum Ohre des Professors geneigt.

„Kann sein," entgegnete Professor Bartoly, „wollen sehen!"

Richtig stieg nach kurzer Zeit etwas durch die dünnen Schleier der aufwallenden, nächtlichen Erdnebel und schoß pfeilgeschwind empor, geräuschlos und sicher wie das Projektil eines Geschützes. Blitzschnell spannte ein Netz, das sich seitwärts aus der Luke herausschob, seine Maschen und fing den Piloten auf, der im nächsten

Augenblicke eingebracht war. Dann wurde die Luke geschlossen und alles war wieder totenstill oben in dem ewigen Luftmeere. Die spärlichen Wolken zogen friedlich durch die erwachende Morgendämmerung, und die Sterne träumten ihren bleichen Unendlichkeitstraum in jenen weltfremden Fernen.

„Was mögen sie nur ausspionieren?" fragte Wolf.

„Ich vermute, daß sie unsere deutschen Küstenumrisse und ihre Fortifikationen genau kennen möchten, denn sie wissen jedenfalls auch, daß ihnen unsere großen Kruppschen Küstengeschütze im Falle eines Angriffes den größten Schaden zufügen könnten. Aber still, sie öffnen die Signalluke, wir wollen uns etwas in die Wolken hüllen."

Während Professor Bartoly sein Fahrzeug in eine dichte Wolke steigen ließ, blitzten tatsächlich am Vorderkiele des Luftkreuzers mehrmals kurz hintereinander intensive Strahlen auf, welche die ganze Wolkenmasse aufglühen ließen wie ein Gebirgsmassiv in der Morgendämmerung. Dann plötzlich wieder Finsternis. —

Nach kurzen Augenblicken erfuhren die irdischen Späher aber auch, wem diese Zeichen gegolten hatten: den übrigen Kreuzern des diabarischen Geschwaders, die an verschiedenen Stellen über der Erde aufgestellt worden waren, um der Spionage eine möglichst große Basis zu geben. Man hatte es hier also offenbar mit dem Kommandoschiffe zu tun! Nicht lange, so brauste das ganze Geschwader der Luftkreuzer an den Lauschern vorüber, lautlos, stumm, gigantisch. In prächtiger Schwenkung reihten sie sich in Kiellinie mit dem Schiffe

ihres Kommandeurs, ihre Raubvögel hoben die Schnäbel mondwärts, und im nächsten Augenblicke war das Gespensterheer im Weltraume verschwunden.

„Ein großartiger, herrlicher Anblick!" entrang es sich den Studenten.

„Wir werden noch andere Bilder zu sehen bekommen," sagte Professor Bartoly, „und diese werden vielleicht nicht so friedlicher Art sein. Indessen, der Morgen graut, und auf der Erde erwacht das Leben. Wir müssen niedergehen!" — Das Fahrzeug sank, richtiger stürzte mit fliegender Geschwindigkeit. Das Bild der Erde wurde klarer. In Flüssen und Seen blitzten die ersten Fackeln des Morgenrotes auf. Man erkannte den Stadtwald, dessen grünbelaubte Wipfel im Morgenwinde wie Meereswellen auf und nieder wogten, und bald landete die kleine Schar an der Perenniushütte. „Nun schlafen Sie schnell noch ein Stündchen, meine Herren!" sagte Professor Bartoly, indem er die Türe seines Luftschiffes öffnete. „Ich werde Ihnen Nachricht über Zeit und Ort unserer nächsten Zusammenkunft wieder durch Brief zugehen lassen. Bis dahin leben Sie wohl!"

Die Studenten sahen ihren Professor in seinem Fahrzeuge verschwinden. Wie eine glitzernde Wolke hing es einen Augenblick in der Luft, dann war es weg wie vom Aether aufgesogen.

Aeußerlich schweigend und gleichgültig, doch im Innern sehr aufgeregt, traten sie ihren Heimweg an, um in der heimischen Klause die Abenteuer dieser zweiten Nacht zu überdenken.

III.

Eine wilde Nacht war angebrochen. Der Regen peitschte mit zahllosen Geißeln den Asphalt, und der Wind zauste die letzten Blätter von den Bäumen. Heulend erklangen seine Sturmakkorde in den Lüften, und wo man vergessen hatte, ein Fenster zu schließen, schleuderte er es gegen die Mauer.

Der Mond hing als schmale Silbersichel am Himmel, vermochte aber kaum so viel Licht zu verbreiten, als das Oellämpchen spendete, das in einem Kellerraume der Perenniushütte sein gelbes Flämmchen zitternd hin und her bewegte.

Die Wolken jagten wie zerrissene Fetzen über das graue Firmament, ballten sich zu allerhand spukhaften Ungestalten und Ungeheuern, die mit gierigen Krallen den Mond erfaßten, als wollten sie ihn zerfleischen, oder ihn mit aufgerissenem Rachen verschlangen, um ihn im nächsten Augenblicke wieder auszuspeien.

Wolf war bei Werner im Studierzimmer. Er hatte sich etwas auf der Chaiselongue ausgestreckt und schien eingeschlummert.

„Na meinetwegen," sagte Werner für sich, „solange diese Zigarre brennt, mag er noch schlafen, aber dann hilft es nichts!"

Er ging ein paarmal erregt im Zimmer auf und ab.

„Woher der diese Ruhe nimmt in solchen Nächten, ist mir einfach unbegreiflich. Ich bin aufgeregt wie ein Kandidat vor dem Examen."

Er rüttelte den Freund an der Achsel.

„He, Wolf, auf, es ist Zeit!"

Wolf sprang auf.

„Donnerwetter! Hab' ich fest geschlafen!"

„Ja eben, ich wundere mich, daß du das kannst. Es ist ja vielleicht das letzte Mal, daß du auf dieser treuen Erde geschlafen hast!"

„Wie meinst du das?"

„Weißt du nicht, um was es sich in dieser Nacht handelt? Professor Bartoly will mit unserer Hilfe einen jener lunarischen Weltkreuzer kapern! Daß es da bei seinem primitiven Fahrzeug gegenüber den gutarmierten und starkbesetzten Lunarierschiffen nicht ganz glatt abgeht, ist wohl nicht zu bezweifeln. Ich wenigstens bin mir nicht einen Augenblick über den Ausgang dieses Unternehmens im unklaren!"

„Ja, aber wie denkst du dir denn diesen Überfall?"

„Ich denke, Professor Bartoly wird auf sie schießen oder ihre Ätherzylinder zur Explosion bringen oder was weiß ich! Nun ja, das Schlimmste ist ja schließlich, daß wir als Gefangene auf den Mond geschleppt werden. Töten werden sie ja einen nicht gleich, dazu ist man als Erdgeschöpf zu wichtig und bedeutungsvoll für sie."

Wolf hatte eine Weile zugehört. Jetzt lachte er hell auf.

„Sage, hältst du Professor Bartoly wirklich für so ungeschickt und unklug, daß er kein anderes Mittel ersinnen könnte, als sich einer so direkten und sicheren Gefahr auszusetzen. Ich sage dir: du wirst heute nacht das drolligste Schauspiel dieser ernsten Zeit genießen.

Du wirst behaglich in der Perenniushütte sitzen und zusehen, wie Professor Bartoly solche Raubvögel einfängt."

Werner war erstaunt.

„Aber wie denn das? Erkläre mir doch!"

„Ja, ich hätte dich schon längst darüber unterrichtet, wenn ich gewußt hätte, daß dich solche schwarze Gedanken beunruhigen, aber wir sind ja seit jener letzten Rekognoszierungsnacht gar nicht wieder zusammengekommen. Doch laß uns gehen, ehe es zu spät wird. Das andere können wir unterwegs besprechen."

Sie hüllten sich in ihre Regenmäntel und verließen geräuschlos das Haus, wandten sich nach dem Garten und traten durch die Gitterpforte auf die einsame Straße.

Der Sturm hatte sich gelegt, nachdem er mit seinem Riesenbesen die Regenwolken vom Firmament weggefegt hatte. Ein klarer Nachthimmel spannte sich in weitem Bogen über die Erde. An ihm hing wie ein exotischer Orden das silberne Hörnchen des Mondes.

„Von dort oben kommen sie," meinte Wolf.

„Ja, und sie sind schon wieder einige Tage unterwegs, müssen sich übrigens bereits wieder stark der Erde genähert haben."

„Sie werden einen schönen Schreck kriegen, wenn einer ihrer Luftkreuzer so quasi spurlos verschwunden ist."

„Ach so, du wolltest ja wissen, auf welche Weise Professor Bartoly sein Vorhaben auszuführen gedenkt."

„Ja, bitte, hier kannst du es mir auseinandersetzen, wir sind hier ja ganz allein."

„Professor Bartoly," berichtete Wolf dem Freunde im Flüstertone, „hat einen sehr sinnreichen Fesselballon konstruiert, der an einer Stahltrosse von 30 000 Meter Länge und nur 3 Millimeter Durchmesser steigt. Das Drahtseil dient zugleich als Leitung für einen elektrischen Strom, den wir von der Erde aus hinaufdirigieren können. Dieser Strom umkreist ein paar speziell für diesen Zweck konstruierte Elektromagneten, welche ein paar Eisenklammern schließen, die bis dahin, durch Scharniere in ihre einzelnen Teile zusammengelegt, im leeren Korbe der Gondel verborgen waren. Wenn diese Krebsscheren ihre stählernen Pranken schließen, vermag der Feind nicht zu entrinnen. Da das Kabel auf eine Last von 13 Doppelzentnern geprüft ist, bleibt uns dann weiter nichts übrig, als unser gefangenes Vögelchen aus seiner weltfremden Höhe herabzuziehen."

„Famos, ein ganz genialer Gedanke!" rief Werner begeistert, „indessen," setzte er nach einiger Überlegung hinzu, „woran wollen wir hier unten auf dem irdischen Festlande erkennen, ob der Feind sich mit seinem Luftschiff soweit genähert hat, daß unser Geier seine Krallen spannen kann? Das Fernrohr versagt doch, sobald nur eine einzige Wolke vorüberzieht oder eine Nebelwand steigt, und das ist in diesen kühlen Herbstnächten sehr zu befürchten."

„Alles bedacht, lieber Freund!" entgegnete Wolf. „Professor Bartoly wird sich über den Wolken aufhalten und den Feind nicht aus den Augen lassen. Er hat einen drahtlosen Morse an Bord, die Empfangsstation mit den Antennen haben wir schon heute früh in der Peren-

niushütte montiert. Sobald der Spion sich bis auf 2 bis 3 Meter genähert hat, sendet er uns eine Depesche. Im selben Augenblicke drücken wir den Schalthebel, und unser Vögelchen sitzt im Käfige."

„Werden aber die Lunarier den Ballon auch bemerken?"

„Auch dafür ist gesorgt. An seinem Korbe hängt eine Quecksilberlampe, die als Köder ihre Sache ausgezeichnet machen wird. Daß die Lunarier, nachdem sie sich überzeugt haben, daß sie es mit einem unbemannten Freiballon zu tun haben, denselben einer genauen Durchsuchung unterziehen werden, unterliegt keinem Zweifel, denn für sie ist alles, auch das Geringste und Bedeutungsloseste, sofern es nur mit der Erde in Zusammenhang steht, von äußerster Wichtigkeit. Diese Erwägung ist ja das Fundament des ganzen Bartolyschen Unternehmens. — Doch da sind wir ja!"

Aus dem Dämmerscheine der Nacht hoben sich die Mauerumrisse der Perenniushütte.

Ein leises Klirren, wie es beim Hantieren mit Instrumenten entsteht, drang gedämpft an ihr Ohr. Es schien aus einem Kellerraume des Gebäudes zu dringen und meldete den Ankommenden, daß Professor Bartoly schon an der Arbeit sei.

Vorsichtig stiegen sie die Stufen hinab nach dem unterirdischen Gelaß, und richtig, hier saß der Professor beim Scheine eines Öllämpchens damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen zu seinem Vogelfange zu treffen.

„Heute muß ich Sie bitten, mir nicht bloß Zuschauer, sondern Helfer zu sein, meine Herren," sagte er.

„Haben Sie Ihren Freund ins Vertrauen gezogen?“ wandte er sich an Wolf.

„Er weiß alles, Herr Professor!“ gab dieser zurück.

„Gut, dann wollen wir gleich ans Werk gehen. Der Ballon ist gefüllt und zum Aufstieg bereit. Hier in der Ecke stehen die Akkumulatoren, welche unserem Aar das Lebensfluidum zuführen sollen und zugleich zum Einholen des Ballons dienen. Drücken Sie, sobald das Zeichen von oben kommt, diesen Hebel, der die Fangarme zusammenschlagen läßt, und alsdann rücken Sie diesen Schiebekontakt hier in dem Schlitten nach rechts. Er bringt die Winde in Rotation, die in der Sekunde 25 Meter Draht einzieht, zwar keine große Leistung, indessen: wir haben Zeit. In etwa einer Viertelstunde haben wir unsere Feinde als Gefangene dort, wo sie als Sieger zu landen gedachten: auf der Erde.“

Er verband die Pole der Akkumulatoren und verteilte die Rollen.

„Sie, Wolf, haben die Güte, die Fangapparate zu bedienen, und Sie, Werner, wollen das Einholen leiten und überwachen! Jetzt wollen wir unseren Lockvogel steigen lassen!“

Die Winde fing an, sich unter leisem Surren blitzschnell um ihre Achse zu drehen. Die Stahltrosse lief ab, und der unruhig tänzelnde Ballon schoß wie ein kampfgieriger Jagdfalke in den Nachthimmel empor. An seinem unteren Teile trug er die hellbrennende Quecksilberlampe, deren sprühendes Licht aber bald in einen kleinen Lichtkreis zusammenschmolz und schließlich

als winziges, leuchtendes Pünktchen gleich einem Stern in den Wolken schwamm.

„Bon soir, messieurs!“ rief Professor Bartoly fröhlich, „auf Wiedersehen als Triumphatoren der Lüfte, nein, des Weltalls!“

Er ging hinaus, und bald meldete das feine, geheimnisvolle Zischen, daß er sich in die Luft erhoben hatte.

In der Höhe von 30 000 Meter brachte er sein Fahrzeug zum Stehen, und während er eine Wolkenwand zur Deckung benützte, spähte er aus ihren Nebelschleiern scharf nach dem Feinde aus, der wohl keine Ahnung hatte, daß hier in diesem Reiche, der festen Erde so ferne, sich eine Gefahr gegen ihn vorbereitet habe.

Etwa eine Stunde mochte er angestrengt Auslug gehalten haben.

Einige Kilometer von ihm entfernt stand der Fesselballon, mit seiner Quecksilberlampe die unter ihm liegenden Wolkenschichten bestrahlend wie ein kleines Gestirn ein Schneefeld.

Nach einiger Zeit erschien weit über ihm wieder das aufblitzende Lichtzeichen, das er schon in jener ersten und zweiten Nacht bemerkt hatte.

„Unser Köder ist gesichtet, das Kommandoschiff signalisiert ihn!“ sagte Professor Bartoly zu sich und bemühte sich, jede erregte Aufwallung des Blutes zu unterdrücken, obgleich ihm vor Spannung die Pulse schneller klopften. Er dirigierte sein Fahrzeug etwas weiter zurück in die Wolken hinein, da er fürchten mußte, daß jene ihn mit ihren Ferngläsern erkennen möchten und dann mißtrauisch würden.

Es war auch gut, daß er sich den Blicken der Lunarier entzog, denn kurz, nachdem er sich so weit zurückgezogen hatte, daß er durch die Wolkennebel nur noch die Umrisse der Gegenstände im Lichtkreis der Lampe erkennen konnte, kam der Kommandokreuzer herangebraust, majestätisch, ohne jede Schwankung in der Bewegung, den spitzen Kielschnabel mit den schimmernden Raubtieraugen der Signalluken nach vorn gerichtet. Plötzlich hielt er in seiner Bewegung etwa 100 Meter vor dem Erdballon an, stand einige Zeit starr und regungslos, und ließ dann den schmalen Blendkegel eines Scheinwerfers wenige Augenblicke lang den Ballon umspielen, daß er aussah, als ob ein großer Zeigefinger die Hülle samt dem Korb von allen Seiten befühle, um durch seinen feindifferenzierten Tastsinn dem Gehirn Kunde von der Art und Beschaffenheit des Neulings im Luftreiche zu bringen. — Dann wurde abgeblendet und der große Raubvogel kam etwa um 50 Meter näher, blieb wieder stehen, argwöhnisch, mißtrauisch eine Gefahr witternd, und fing dann an, den Ballon in immer engerem Fluge langsam zu umkreisen, wie es etwa ein Haifisch tut, der sich über Größe und Stärke seiner Beute orientieren will.

Nicht das geringste Zeichen von Aufregung verriet dieses Ungeheuer, gleichgültig und unbesorgt zog es seine Kreise enger und enger, und doch wußte Professor Bartoly, daß hinter diesen undurchsichtigen Wänden mindestens 20 Augenpaare aus geheimen, unsichtbaren Luken hervorstarrten und 20 auserwählte Gehirne sich die Erscheinung zu erklären versuchten.

Endlich schien sich der Argwohn als unbegründet erwiesen zu haben. Hatten die Lunarier erkannt, daß es sich um einen unschädlichen Versuchsballon handelte?!

Sie dirigierten ihren Raubvogel näher heran und befanden sich jetzt unmittelbar über dem Ballon.

Professor Bartoly glaubte den günstigen Augenblick gekommen. Mit klopfendem Herzen drehte er die Schaltkurbel seines Morseapparates. — — —

Die beiden Studenten hatten in nicht minder großer Erregung auf ein Zeichen aus der Höhe gewartet.

Von ihrem Ballon war nichts zu sehen gewesen, er war schon bei 11 000 Meter Draht jenseits der Wolken völlig verschwunden, so daß auch das Fernglas nicht einmal mehr den Schimmer der Lampe erhaschen konnte.

Die Stunde Wartezeit wurde ihnen zur Ewigkeit.

Kerzengerade spannte sich der Draht in die Höhe, flimmernd und gleißend wie ein materialisierter Sonnenstrahl. Der Nachtwind, der sich wieder etwas erhoben hatte, rieb sich an ihm und erzeugte ein leises, metallisches Tönen, das wie das Flüstern geheimnisvoller Geisterstimmen durch die Nacht schwirrte.

Da plötzlich kam das Zeichen von oben: das Läutewerk des Empfängers schlug an, kurz und heftig, nur einmal, wie vereinbart.

Wolf drückte im gleichen Augenblicke den Kontakthebel nieder, während Werner den Strom für den Windedynamo schloß, der sofort ins Rotieren geriet und den Draht mit Blitzesschnelle einzog, der sich mit seinem schlanken, biegsamen Leib wie eine metallene Schlange um die Trommel der Winde spann. —

Professor Bartoly war mit seinen irdischen Assistenten zufrieden. Als er oben in seinem Wolkenwinkel die Kurbel angedreht hatte, sah er, wie sich die langen, schmächtigen Stahlarme aus dem Ballonkorb hoben, und, ihre unsichtbaren Muskeln gebrauchend, mit ehernem Griff den feindlichen Raubvogel umspannten, als wollten sie ihm Leib und Leben in ihrer Umarmung rauben.

Fast im selben Moment bemerkte Professor Bartoly auch die Abwärtsbewegung, und nach wenigen Augenblicken war der gefangene Luftkreuzer in dem weißlichen Nebelmeer einer Stratuswolke verschwunden.

Ein leiser Aufschrei aus dem Bauche des Riesenluftschiffes hatte den Schrecken der Insassen kundgetan. Doch schienen sie sogleich die Situation durchschaut zu haben. Sie mußten ihre Bodenventile geöffnet haben, um ihren Raubvogel durch diesen Antrieb freizumachen von den stählernen Pranken des irdischen Ungeheuers.

Professor Bartoly hörte das energische Zischen und Fauchen, welches das stoßweise Ausströmen des komprimierten Äthers verursachte. Da die Zylinder aber nicht auf einen höheren Druck geeicht waren, als er zum einmaligen, heftigen Antrieb des Fahrzeuges erforderlich war, fürchtete er nicht, daß seine auf 13 Doppelzentner geprüfte Stahltrosse reißen werde.

Viel näher lag eine andere Gefahr, die denn auch wirklich eintrat. Als die Lunarier das Vergebliche ihrer Rettungsversuche bemerkten, wurden plötzlich die Signalluken aufgerissen, und wie glühende Feuergarben stiegen blendendweiße Raketen in die Luft empor.

„Verflucht!“ knirschte Bartoly, „diese Signale sind nicht unschädlich zu machen. Sie überstrahlen die Morgensonne und werden Hilfe herbeirufen!“

Wirklich hoben sich auch bereits die unklaren, riesigen Schattenumrisse einer Anzahl Luftkreuzer gegen den dämmernden Morgenhimmel ab. Sie kamen ihrem Kommandoschiff zu Hilfe. Allein dieses war schon in so tiefe Luftschichten gesunken, daß es den herbeieilenden Lunariern nicht rätlich erschien, weiter zu folgen, denn sie wußten gar wohl, daß in dieser dichteren Lufthülle der Erde ihr Organismus erschlaffte und versagte, und daß sie somit ihre gesamte Weltflotte der Gefahr aussetzten, von den Bewohnern der Erde, den „Rückständigen“, gekapert zu werden.

Mit großer Befriedigung sah Professor Bartoly, daß die Lunarier im nächsten Augenblicke schwenkten und wie ein Traumbild im Weltenäther verschwanden.

Triumphierend landete Professor Bartoly gleichzeitig mit seinem gefangenen Raubvogel.

Als er das Innere des lunarischen Kreuzers betrat, war alles wie ausgestorben, als ob das prächtige Schiff von allem Leben verlassen sei.

Er fürchtete anfangs eine Kriegslist der Feinde, bald aber fand er in einem Nebenraume die Mannschaft am Boden liegen, so regungslos und steif, als ob sie tot wäre. Er kam aber bald dahinter, daß der ungeheure atmosphärische Druck der unteren Luftschichten den an leichte Luft gewöhnten Organismus dieser Mondbewohner nur betäubt hatte. Die Haut hing in schlaffen, gel-

ben Falten am Leibe, und die Augen schienen eingesunken.

„Es ist nicht viel Zeit zu verlieren," sagte Professor Bartoly, „denn dieses Riesenschiff kann nicht lange verborgen bleiben, und doch muß die ganze Gefahr, die unserer Erde von den Lunariern droht, geheim gehalten werden. Welche ungeheuere Aufregung würde sich unserer Planetarier bemächtigen, welche unberechenbare Verwirrungen angerichtet werden, wenn man davon erführe. Darum fort, ehe es zu spät wird! Ich brauche aber dazu Ihre Hilfe, meine Herren! Wären Sie bereit, bis zu unserer nächsten nächtlichen Expedition ihre Heimat mit meinem menschenleeren, einsamen Pamir zu vertauschen?"

Wolf und Werner bedachten sich keinen Augenblick, zuzusagen.

„Dann übernehmen Sie bitte die Führung meines Luftschiffes, Wolf, während ich den lunarischen Kreuzer selbst dirigieren will. Bleiben Sie dicht hinter mir, damit Sie die Richtung nicht verfehlen. Die nötigen Handgriffe sind Ihnen ja bekannt!"

Er löste den Mondvogel aus den Klauen seines Geiers und durchfeilte die Stahltrosse, daß der Ballon frei wurde und wie ein Falke in die Wolken stieß.

„Fertig! Das Morgenfrühstück nehmen wir in Pamir ein, in der Laube meines Freundes El Sopho. Au revoir! meine Herren!" — —

Die Bewohner der Stadt, die an diesem Morgen zufällig schon unterwegs waren, sahen wie ein Traumbild einen dunklen Riesenhaifisch durch den Äther huschen,

hinter dem eine glitzernde Wolke pfeilschnell dahinschwirrte: der Lunarkreuzer und das diabarische Luftschiff Professor Bartolys.

IV.

Der Herbst war dem Winter gewichen, der mit seinen weißen Schleiern die sterbende Erde deckte. Nur auf Pamir blieb die schöne Jahreszeit haften. Es war, als ob die ermüdete Fruchtbarkeit der Erde sich bis hier herauf geschleppt hätte, um in sonniger Stille neue Kräfte zu sammeln und dann im Frühjahre wieder von den Höhen Asiens in die Tiefebenen Europas hinabzusteigen.

Die Vegetation schien hier stehen zu bleiben, kein Ansatz zu neuem Wachstum, aber auch kein Vergehen! —

Wolf und Werner saßen ziemlich einsilbig in der Laube El Sophos.

„Du," sagte Werner nach einer Weile, „lange halte ich das nicht mehr aus! Ich habe eine schreckliche Sehnsucht, hier fortzukommen. Jetzt feiern sie zu Hause bald Weihnachten! Wenn ich bloß an meine Eltern denke, könnte ich zum Deserteur werden!"

„Hast recht! Glaubst du, mir ginge es anders? Eltern habe ich freilich nicht mehr, nach denen ich mich sehnen könnte, aber dieses verdammte Dolcefarniente macht auch mich ganz krank. Und dann: was soll nun aus meinem Doktorexamen werden?! Ich komme ganz und gar aus dem bißchen Wissenschaftskram raus und verbaure hier!"

„Na also! Es steht ja bei uns. In zwei bis drei Stunden könnten wir ja wieder in Berlin sein? Und

das, ohne einen Heller für die Reise ausgeben zu müssen! – Was sollen wir hier warten? Wer weiß, was Professor Bartoly zugestoßen ist in diesen vier Monaten. Vielleicht kommt er nie wieder, und wir sitzen hier, bis wir Mummelgreise sind und essen die faden Peays und trinken die süßlichen, roten Fruchtsäfte wie kleine Kinder! Nee, das paßt mir nicht!"

„Ist aber nun einmal nicht zu ändern, Werner!"

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander. Dann fuhr Wolf fort: „Auch mich plagt eine peinigende Ungewißheit, wie sich die Zukunft gestalten wird. Jeden Augenblick kann Professor Bartoly eintreffen, und doch können wir auch wieder zu einer mehrjährigen Geduldsprobe verurteilt sein. Aber wir haben ihm unsere Kraft und Zeit durch Ehrenwort verpändet, und deutsches Manneswort soll auch auf Pamir Geltung haben!"

Werner reichte ihm die Hand und drückte sie stillschweigend.

Fast im selben Augenblicke trat El Sopho ein.

„Guten Tag, meine Freunde! Wenn ich nicht störe, möchte ich Ihnen die Nachricht mitteilen, daß meine Karawane aus dem Hafen von Hulana eingetroffen ist. Es dürfte Sie besonders interessieren, daß sie auch einige Gastgeschenke aus ihrer Heimat speziell für Sie mit sich führt!"

Heimat! Das traute Wort. Sofort stand ihre deutsche Universitätsstadt mit dem Weihnachtstrubel, der jetzt bis in die engsten Gassen brandete, vor der Seele.

Vom Hofe ertönte das laute Schreien der Kamel-

führer und das eigentümliche Schnaufen der ermüdeten Tiere.

Sie begleiteten El Sopho dorthin und nahmen an dem Entladen der Waren teil.

Der gute El Sopho hatte für jede Art von Zeitvertreib gesorgt, vom Piccolowagen bis zum Tennisnetz. Die beiden jungen Deutschen hatten herzliche Freude über die Aufmerksamkeit des alten Gelehrten und seine Geschenke.

„Zum Nachmittage erbitte ich die Herren, mir freundlichst bei der Aufstellung einiger Apparate helfen zu wollen," bat El Sopho. „Ich habe einige besonders feinreagierende Apparate in meinen Werkstätten zu Canaletta herstellen lassen." —

Die beiden waren zur vereinbarten Zeit im Laboratorium. „Diesen drahtlosen Telegraphenapparat gedachte ich in Ihrem Zimmer aufzustellen, Wolf. Leider ist mein Haus nicht groß genug, um eine Extrazelle für drahtlose Telegraphie einrichten zu können," setzte er lächelnd hinzu, „und hier im Laboratorium dürften die Metallteile der übrigen Apparate zu störend wirken. Ich denke aber, der Apparat wird Sie in Ihrem Wohlbefinden nicht beeinträchtigen!"

„Gewiß nicht! Im Gegenteil! Sie haben da in mir gleichzeitig einen Assistenten, der von der Sache etwas versteht, denn gerade mit der drahtlosen Telegraphie habe ich mich früher besonders beschäftigt, habe auch die Schlüssel der deutschen, französischen und englischen Systeme im Kopf."

Der Apparat wurde also in Wolfs Zimmer aufge-

stellt, Sender und Empfänger auf zwei Marmortafeln und die Antennen auf dem Dache montiert.

Solche fein gearbeitete, sinnreich verzweigte Antennen hatte Wolf noch nicht gesehen. Sie mußten bei der künstlich vergrößerten Oberfläche von äußerst feiner Reagenz sein. Wie die Fühler des indischen Sesankäfers lauschten diese metallenen Fäden in die Luft empor, wunderbar und sinnverwirrend in ihrer Konstruktion und Verbindung.

Während El Sopho und Wolf mit dem Montieren des Apparates beschäftigt waren, hatte Werner ein Motorrad, das aus den Metallique-Werkstätten in Berlin stammte und das ihm El Sopho zum Geschenk gemacht hatte, damit er seine botanischen Exkursionen auf größere Entfernungen ausdehnen konnte, aus seinen Verpackungen gelöst. Nur die Pedale waren noch umwickelt. Fast gierig griffen Werners Hände darnach, denn was da unter den braunen Schutzlappen hervorleuchtete, war Zeitungspapier, richtiges, weißes, europäisches Zeitungspapier, und das war bedruckt! Sorgfältig legte Werner die Bogen auseinander, faltete sie und strich sie auf dem Tische glatt. Dann fing er an zu lesen, immer schneller flogen seine Augen, gleich einem flüchtigen Renner, über die Zeilen, und dann sanken ihm die Arme herab und er legte den Kopf auf die Tafel des Gartentisches.

So fand ihn Wolf.

„Heda, Werner, schon wieder müde?"

Der hörte nicht.

Wolf ging hinzu und schüttelte ihn.

„Was ist mit dir?! Gib doch Antwort!“

„Da lies!“

Werner gab ihm das Zeitungsblatt. Es war eine Beilage des Berliner Tageblattes vom 29. September. Wolf las:

„Rätselhaftes Verschwinden zweier Studenten aus der Universitätsstadt H.:

In der Nacht vom 21. zum 22. September verließen die Studenten Wolf X und Werner Y ihre Wohnung und sind seit jener Zeit nicht wieder zurückgekehrt. Man nimmt an, daß den beiden Herren ein Unglück zugestoßen ist. Diejenigen Personen, welche uns Mitteilungen machen können, die mit dem rätselhaften Verschwinden der beiden Studenten zusammenhängen, werden ersucht, sich beim unterzeichneten Polizeipräsidium zu melden. Dabei werden auch scheinbar nebensächliche Mitteilungen mit Dank entgegengenommen.

Das Polizeipräsidium.“

„Also verschollen! Hm! Na, das ist noch nicht das Schlimmste. Viel dümmer wird die Sache, wenn einer unserer Freunde in der guten Absicht, uns zu nützen, das Bartolysche Geheimnis ausplauderte. Wir müssen auf jeden Fall zu unserer eigenen Angelegenheit schweigen und ruhig zusehen, wie sich die Verhältnisse noch weiter entwickeln werden.“ —

Schweigend sahen die Freunde in die Nacht empor, in deren schwarzer Domkuppel der Mond in vollster Rundung und strahlender Schönheit als Ampel hing.

„Ist es nicht eigentümlich, daß uns unser Schicksal von

dort oben kommen soll! Was hat jener schon alles gesehen, wieviel Freud und Leid von Hammurabi I bis in unsere Tage! Aber selbst hat er wohl noch nie in irdische Schicksale eingegriffen, das mußte für uns Aermste aufgehoben bleiben."

„Mut, Werner!" entgegnete Wolf. „Ich habe Hoffnung, daß noch alles gut werden wird. Was Bartoly angefaßt hat, ist ja noch nie fehlgeschlagen. Gib acht, wir werden noch manche schöne Gartenbowle in H. trinken, und der uns die Zukunft jetzt so zu verschleiern weiß, wird uns dann liebliche Poesie in die Römer gießen. In dieser Hoffnung wünsche ich dir eine gute Nacht!"

Die Freunde trennten sich und suchten ihre Gemächer auf.

V.

Wolf war doch nicht so ruhig und zuversichtlich, als er sich dem zaghafteren Freunde gegenüber gab. Auch ihn quälten allerhand peinigende Zweifel, ob Bartoly jemals von seiner gefährlichen Weltenreise wiederkehren würde und sie selbst damit aus ihrer freiwilligen Gefangenschaft erlösen.

Nun lag er schon zwei Stunden auf seinem Schlafdiwan und konnte jenen wohltuenden Augenblick noch immer nicht finden, in dem sich die Seele auf leisen Traumfittichen davonhebt und den ermüdeten Körper dem Schlummer überläßt.

Leises, monotones Surren füllte sein hochgelegenes Zimmer. Der Nachtwind strich sanft durch die Drähte der Antennen, und diese leiteten den Schall bis herab

in die Spulen und Apparate, die auf dem Marmortische in der Ecke montiert waren.

Er überdachte die Errungenschaften der modernen Technik und war im stillen stolz darauf, der Hüter des besten Telefunkenapparates zu sein, der bisher auf der Erdkugel hergestellt worden war. Zweifellos: Deutschland besonders hatte auch Werkstätten, die imstande gewesen wären, solche feinreagierende Apparate zu schaffen, aber die Störungen in den verkehrsreichen Ländern Europas mit ihren Millionen Zentnern rollender Metallmassen als Eisenbahnen, elektrische Fernbahnen, Autowagen und dergleichen mehr, hätten für solche Apparate den Tod bedeutet. Hier jedoch, wo im Umkreise von nahezu 400 Meilen unbewohntes, unkultiviertes Land war, würde dieser Apparat auch die feinsten elektrischen Aetherschwingungen registrieren. Wenn El Sopho es wollte, konnte er die entferntesten Depeschen auffangen, die sich etwa deutsche Marineoffiziere bei einem Kriegsmanöver in der Nordsee nächtlicherweise zusandten, oder die, auf den entferntesten Kolonien Englands erzeugt, als Börsennachrichten für London bestimmt waren.

Diese Absicht hatte El Sopho jedoch nicht. Solche Nachrichten hätten für ihn nichts als allenfalls eine interessante Spielerei bedeutet, der er, der Mann der ernsten Wissenschaft und strengsten Forschung, ganz und gar abhold war. Er hatte deshalb einen doppelwandigen Selentrichter um die Antennen gesetzt, so daß diese gegen alle terrestrischen Störungen geschützt und

nur Nachrichten aus dem Äther aufzunehmen imstande waren.

Das alles überdachte Wolf, und das Unfaßbare solcher Vorstellungen schaltete endlich das Bewußtsein in ihm aus und ließ ihn entschlummern.

Da nach einer Weile, was war das! Er war von einem höchst seltsamen Geräusche wieder erwacht. Klang das nicht, als ob ein Metallstiftchen klapperte?! Nein, es war wohl Täuschung gewesen!

Wolf richtete sich auf seinem Lager empor. Es war stichdunkel in seinem Zimmer. Er lauschte mit verhaltenem Atem. Da war das Geräusch wieder. Wahrhaftig! Der Apparat klickte: sipp — sipp sipp — sipp.

Wolf sprang mit beiden Beinen aus dem Bett und zündete Licht an. Er stellte sich vor dem Apparat auf. — Nein, es war nichts! Irgend eine andere Störung, vielleicht die leichte Erschütterung durch sein jähes Emporrichten auf dem Diwan oder eine heftig zugeschlagene Tür in einem tiefer gelegenen Stockwerke hatte das Geräusch verursacht. Er blieb noch eine halbe Stunde vor dem Apparate stehen und beobachtete scharf den Stift und den Anker, welcher diesen anzog — vergeblich; sie bewegten sich nicht im geringsten.

Wolf legte sich wieder nieder, und nachdem die Aufregung etwas verflogen war, schlief er auch wieder ein und diesmal fest und traumlos und ohne Störung.

Es mochte gegen Morgen sein, als er wieder erwachte. Ein feiner, mattgrauer Schein lag in den Scheiben und hing in den Gazegardinen.

Wolf verschränkte in wohliger Ermattung die Arme

unter dem Kopfe und überließ sich dem angenehmen Halbschlummer der frühen Morgenstunde. Da drang plötzlich wieder jenes sonderbare Geräusch an sein Ohr, ein Geräusch, als ob der Apparat klickte: sipp — sipp sipp — sipp .....

Er hörte eine Weile zu. Es verstummte und setzte dann wieder ein, und zwar mit den gleichen Zwischenräumen wie das erste Mal.

„Holla, das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit!" rief Wolf sich selbst zu, sprang auf und rieb sich die Augen klar.

Er untersuchte den Apparat.

Richtig, wo der Stift auftreffen mußte, wenn der Anker angezogen wurde, war auf dem Papierstreifen ein kleines, winziges Pünktchen zu sehen, ein Zeichen, daß eine Berührung stattgefunden haben mußte.

Während er sein Augenmerk noch darauf richtete, fing der Anker wieder an, in leises Vibrieren zu geraten, jetzt hastig und schnell, als hätte er sich in nervöser Hast eines Auftrages zu entledigen. Dann war es vorbei, und nicht das leiseste Zittern verriet mehr, daß die Antennen Wellen aufgefangen hatten. Wie lange Wolf auch bis über die Morgenfrühstücksstunde hinaus geduldig auf seinem Posten verharrte — der Apparat blieb in Ruhe.

Er sagte vorläufig noch niemand davon, nahm sich aber vor, in der nächsten Nacht den Mechanismus, der den Papierstreifen ablaufen ließ, in Tätigkeit zu setzen. Ob sich dann vielleicht etwas herausstellen würde, das zu entziffern ihm möglich sei?!..

„Vielleicht gar ein Telegramm von Bartoly!“ dachte er, mußte aber selbst bei dem Gedanken lächeln. Das war ja ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen. El Sopho hatte ja den Apparat auch nur aufgestellt, um die drahtlosen Depeschen der Lunarier, die sich vermutlich in den Neumondnächten immer wieder in ziemliche Erdnähe wagten, aufzufangen, um jenen ein bißchen über die Achseln in die Karten zu sehen. Er konnte es kaum erwarten, bis er am Abend — in seinem Zimmer allein — die Tür verriegeln konnte. Dann ließ er die Papierwalze laufen und legte sich zum Schlafen nieder. Aber heute war natürlich erst recht an Ruhe gar nicht zu denken. Er war zu aufgeregt.

Richtig, fast um dieselbe Zeit wie gestern fing der Apparat wieder an zu klicken.

Sofort stand Wolf mit Licht dabei und konnte jetzt deutlich beobachten, wie der Anker ganz schwach und wie von Geisterhauch dirigiert auf- und niederging und den Stift bald längere, bald kürzere Zeit auf das Papier niederdrückte, so daß auf dem rollenden Papierstreifen Striche und Punkte entstanden.

Mit klopfendem Herzen ließ Wolf den Streifen zwischen seinen Fingern hindurchgleiten und suchte die Zeichen zu entziffern.

Welche Nachricht würden sie bringen? Und von wem?

Der Apparat stand. Jetzt war die Depesche zu Ende! Mit zitternden Händen riß Wolf den Streifen von der Walze. Er übersetzte die Zeichen, konnte aber keinen Sinn hineinbringen. Hatte sie doch bloß ein tückischer

Zufall, vielleicht irgendeine atmosphärische Störung elektrischer Art hierher verschlagen?! Aber die Regelmäßigkeit, mit der sie schon in voriger Nacht erfolgt waren, strafte diese Annahme Lügen.

Wieder machte er sich über die Zeichen her und betrachtete sie als französische, englische, russische Telegrammchiffres und übertrug sie in diese Sprachen, vergeblich! Es war kein Sinn hineinzubringen.

Vielleicht lag der Sinn etwas versteckt!

Er nahm sich vor, nicht eher sein Zimmer wieder zu verlassen, als bis er dahinter gekommen wäre, was das geheimnisvolle Telegramm des unbekannten Absenders sagen wollte. Er schrieb die übertragenen Zeichen auf ein Papier. Sie ergaben folgende Worte:

„negnafeg rhafeg — eflih — ylotrab" —

„Das klingt bald wie Indisch!" sagte Wolf zu sich, „aber das „y" im letzten Worte ist da wieder im Wege, die Indier haben diesen Laut nicht in ihrer Sprache, wie mir El Sopho vor einiger Zeit einmal mitteilte. — Sollte es eine Geheimsprache der Lunarier sein? Waren diese vielleicht wieder einmal unterwegs?"

Fast mechanisch hob er den Kopf und sah zum Firmamente empor, an dem der Mond in fast noch voller Rundung stand.

Da plötzlich — als seine Augen wohl zum hundertsten Male über die Schriftzeichen flogen — traf ihn die Erkenntnis, er wußte selbst nicht wie. Fast wie durch einen Zufall hatten seine Blicke auf dem „y" gehaftet und unbewußt das obskure Wort herumgedreht.

„Ich hab's! Ich hab's!" rief er freudig erschreckt und las sich nun laut die Depesche vor:

„Gefangen — Gefahr — Hilfe — Bartoly."

Und als sollte ihm die Richtigkeit dieser Lösung bestätigt werden, fing der Apparat fast im selben Augenblick wieder an, dieselben Zeichen nochmals zu geben.

Wolf stellte die Papierwalze ab. Er wurde plötzlich ernst. Über der Freude, die ihm die endliche Entzifferung der Depesche gemacht hatte, war ihm der schwer-bedeutungsvolle Sinn derselben gar nicht zum Bewußtsein gekommen.

„Er ist in Gefahr und erbittet Hilfe! Ja, Bartoly, du hast Freunde auf der Erde, Freunde, die deine Zeichen verstehen und gewillt sind, dir zu helfen."

Jetzt galt es zu handeln. Die Reise dauerte, selbst bei schnellster Fahrt, doch immerhin einige Tage, und wer weiß, ob es dann zur Hilfeleistung nicht schon zu spät war!

Sie mußten heute noch, nein sofort, in dieser Nacht abfahren. Jede Minute konnte kostbar sein!

Er eilte hinab, ließ durch die Diener El Sopho und Werner wecken und teilte ihnen sein Erlebnis mit. Nach kurzer Beratung einigte man sich dahin: Wolf und Werner sollten unverzüglich in dem gekaperten lunarischen Diabaskreuzer die Reise antreten, während El Sopho zurückblieb. In welcher Weise das Rettungswerk auszuführen wäre, darüber war man sich noch nicht im klaren, das mußte erst die Orientierung an Ort und Stelle ergeben.

Wenige Stunden später — als noch die Nacht ihr

volles Recht hatte — bestiegen die beiden Verbündeten Bartolys den Lunarkreuzer und nahmen ihren Kurs mondwärts.

Einen Moment hörte El Sopho das scharfe, metallisch klingende Aufzischen des ausströmenden Preßäthers, dann blieb ihm durch den Refraktor nur noch ein schwacher, wirbelnder Punkt auf der Netzhaut, der immer kleiner und kleiner wurde.

VI.

Stockfinstere Nacht auf unserem Satelliten!

Wolf und Werner verließen geräuschlos ihr Fahrzeug und verankerten es in dem weichen Boden des Waldes, in dem sie gelandet waren.

Sie waren mit abgeblendeten Lichtern gefahren, und so lag jetzt ihr Luftriese regungslos und mit erloschenen Augen da.

Zur Vorsicht hatten sie einige Zylinder mit irdischer Preßluft vor der Abreise an Bord genommen, und dieses Bewußtsein gab ihnen Ruhe und Vertrauen auf das Gelingen ihres Planes. Mit dieser Kraft konnten sie in dem viel dünneren Medium der Mondatmosphäre eine Schnelligkeit erreichen, welche die der Lunarkreuzer fast um das Doppelte übertraf. Für sich hatten sie also in erster Linie nichts zu fürchten. Viel schwieriger gestaltete sich die Antwort auf die Frage: Wo ist Professor Bartoly zu suchen?

Leise, im gehauchten Flüstertone tauschten sie ihre Meinungen darüber aus.

„Er muß an einem Orte sein, wo ihm ein drahtloser Telegraphenapparat zur Verfügung steht," meinte

Wolf, „und zwar ein Apparat, der seinesgleichen nicht so oft haben dürfte, selbst bei diesen vollkommenen Lunariern nicht."

„Ja, das mag schon richtig sein," entgegnete Werner, „aber wo sollen wir mit unseren Nachforschungen anfangen?"

„Hm! Ich meine, solche Apparate finden sich nur auf Sternwarten oder in den Luftschiffhäfen. Ich glaube aber nicht, daß die Lunarier unsern Freund in der Nähe eines Luftschiffhafens gefangen halten. Sie wissen wohl zu genau, daß der spekulativ veranlagte Bartoly ihnen da zu sehr in ihren Kram sehen würde. Also kommen nach dieser Hypothese nur die Sternwarten in Frage, und die sind an den hochaufragenden Türmen — wie uns Professor Bartoly seinerzeit selbst sagte — unschwer zu erkennen."

„Das wird eine schwierige Sache!" meinte Werner.

„Ja, wenn uns das Glück nicht hold ist, werden wir noch einige Tage auf dieser verdammten Welteninsel zubringen müssen. Die Luft hier bekommt mir gar nicht. Bei ihrer geringen Dichtigkeit haben die Lungen ordentlich Not, dem Blute den erforderlichen Sauerstoff zuzuführen. Na, das ist nicht zu ändern! Jetzt aber gib acht! Eben fällt mir etwas ein. Die Gefahr, von welcher Bartoly in seiner Depesche spricht, muß ganz besonderer Art sein, denn daß sie ihm nicht vonseiten der Lunarier droht, versteht sich von selbst. Diese werden ihn zwar nicht freigeben, ehe sie nicht ihre Kameraden und ihr Kommandoschiff wieder haben, aber sie werden ihm bis dahin auch nichts antun. Aus die-

sem Grunde ist unsere Lage zunächst auch noch nicht lebensgefährlich, das Äußerste wäre, daß wir unseren auf Erden begonnenen Lebenslauf in Jahr und Tag als Mummelgreise auf dem Monde beschließen müßten, für einen Kosmopoliten eigentlich gar nicht so ungeheuerlich, was?"

Als Werner schwieg, fuhr er fort:

„Also, mein Vorschlag ist der, daß wir uns sofort wieder aufmachen und diese prächtig finstere Nacht benützen, um über der schützenden Wolkendecke eine Rekognoszierungsfahrt zu unternehmen. Die Städte und Häfen erkennen wir ja mit Hilfe des Lunarglasokulars Professor Bartolys aus großer Höhe an ihren Lichtern und können somit jederzeit der Gefahr einer Entdeckung aus dem Wege gehen. Ich bin der Meinung, wir suchen die größte Sternwarte des Landes zuerst auf, denn die Lunarier werden den hochintelligenten Erdbewohnern dort interniert haben, um bei der Bedienung ihrer Apparate durch ihn möglichst viel von ihm zu lernen. — Du hast dir wohl übrigens selbst zusammengereimt, warum Professor Bartoly seine Depesche in rückwärtiger Zeichenfolge aufgab?"

„Damit die Lunarier, die ja vermutlich unsere deutsche Sprache und die deutschen Telegrammchiffres beherrschen dürften, das verhängnisvolle Telegramm nicht entziffern konnten!"

„Du bist weise wie Pallas Athene, die aus dem Haupte des Zeus hervorging," lobte Wolf und warf den Anker los.

Sie fuhren mit mittlerer Geschwindigkeit auf und begannen dann ihre Nachtreise.

Unter ihnen blitzten von Zeit zu Zeit Blendlichter auf.

„Aha! Sie haben jedenfalls die Wachtmaßnahmen seit der Gefangennahme ihres Kommandoschiffes sehr erweitert," bemerkte Wolf leise.

Im Scheine der Lichtkegel, welche die rotierenden Scheinwerfer von den Bergen über das Land warfen, erkannte man deutlich die Bodenformation.

„Es ist unglaublich, welche ungeheuren Flächen hier das aus dem Mondinnern hervorbrechende Feuer ferner Zeiten verwüstet hat. Sieh nur diese Krater und Schlünde!"

Er reichte Werner das Fernrohr.

Sie fuhren die halbe Nacht hindurch, und als der Tag seine ersten, wunderbar zarten, rosigen Schleier über eine niedrige Hügelkette warf, sahen sie aus dem Grau der Morgendämmerung einen riesigen Bau — dem Körper eines Giganten gleich — aufragen.

„Höchste Zeit, daß wir endlich an unser Ziel kommen!" sagte Wolf. „Das ist sicher eine Sternwarte, und jedenfalls eine der größten. Vermutlich haben die Lunarier gar nicht viele solcher Riesengebäude, da sich das bei ihrer Fähigkeit, sich nach allen Teilen ihres Erdkörpers hin schnell verständlich zu machen, ohnedies erübrigt. Vielleicht ist das Glück mit uns!"

Er verlangsamte die Fahrt und dirigierte das Schiff in eine der riesigen Kraterhöhlen, die in großen Mengen auf dem Hochlande, auf welchem die Sternwarte lag,

vorhanden waren. Ein eigentümlicher Duft von Schwefel und ein leises Raunen, das aus dem Innern des Mondes zu kommen schien, hieß sie schnell ihr Versteck verlassen und zu Fuße die Gegend absuchen.

„Wie es scheint, ein ganz verlassener Landesteil! Wenn der Mond mehrere solcher Flächen hat, auf welche die Lava gesät zu sein scheint, so glaube ich gern, daß die armen Kerle von Lunariern nichts mehr zu beißen haben und die Finger nach unserer schönen fruchtbaren Erde ausstrecken."

Sie schritten rüstig aus, dem erhobenen Zeigefinger des Sternwartenturmes zu.

Nach längerer Wanderung hatten sie die höchste Stelle des Plateaus erreicht. Hier grünte einiger Pflanzenwuchs, aber es war ersichtlich, daß diese Bäume und Sträucher von Natur hier kein Recht besaßen, sondern künstlich angepflanzt waren.

Vorsichtig schlichen sie durch die Büsche und gelangten so in ganz unmittelbare Nähe der Sternwarte.

Hier schien noch alles zu schlafen. Keine Seele war zu sehen, kein Fenster erleuchtet, nur der Morgenwind schlug seine grauen Nebelschleier in feuchten Fetzen um die Mauern. Aber nein, da, nicht weit vor ihnen, lag etwas lang am Boden ausgestreckt, ein weites, mattblaues Gewand um den Körper. Das schien ein Mensch zu sein.

Die beiden Freunde hielten erschreckt den Atem an. Was machte der Sonderbare dort? Schlief er?

Nein, er schien ein Instrument genau zu beobachten. Jetzt erhob er sich und machte einige Notizen in ein

Buch, das er unter dem Busenlatz seines faltigen Gewandes hervorzog.

Und jetzt — jetzt drehte er sich herum, als habe er ein Geräusch gehört — und —

„Herr Professor!"

„Pst!"

Bartoly legte die Hand auf seinen Mund zum Zeichen, daß sie schweigen sollten, aber aus seinen Augen leuchtete eine gewaltige Freude auf.

Vorsichtig zog er sein Instrument aus dem Boden, und die beiden Freunde sahen nun, daß es ein Terrestrothermometer war, dessen Spitze etwa vier Meter tief versenkt gewesen war.

Bartoly trug es behutsam unter dem Arme und trat nun, leise auf den Zehen schleichend, auf Wolf und Werner zu.

Das war ein Händedruck, deutsch und herzlich!

Im Flüstertone verständigten die Retter ihren Professor davon, wo ihr Fahrzeug liege.

„Höchste Zeit, meine lieben Freunde!" seufzte Professor Bartoly auf. Die beiden sahen ihn fragend an.

„Jetzt nicht, später, bei meinem Freunde in Pamir!" sagte Bartoly, „jetzt heißt es ‚fort', ehe man uns entdeckt!"

In kurzer Zeit waren die drei in dem prächtigen Lunarkreuzer. Der Anker wurde losgeworfen. Ein heftiges Aufzischen, und davon stob der Luftriese, den Kiel erdwärts gerichtet.

VII.

Auf Pamir knallten die Böller. Raketen stiegen zischend in die Luft und verspritzten ihr kurzes, heißes Leben in buntfarbig aufglühenden Leuchtkugeln.

Und aus der Gartenlaube tönte noch ein anderer Klang, der mit dem scharfen Ansatz der Raketen wetteiferte. Hier knallten Champagnerstöpsel und gaben die engen Pforten der gläsernen Kerker frei, aus denen aufbrausend der Most deutscher Trauben schäumte.

Alles war fröhlich, am meisten der liebenswürdige Gastgeber El Sopho. Auch Wolf und Werner hatten jene leuchtenden Strahlen der Freude in den Augen, die der Jugend nach gelungenem Werke bei frohen Zechgelagen im Blicke glänzen.

Nur Professor Bartoly saß nachdenklich in seiner Ecke.

„Herr Professor, auf unsere Planetenfahrt!" brachte Werner aus.

„12 Uhr 20 geht er heute auf und 2 Uhr 15 unter!" murmelte Professor Bartoly, mehr für sich als für seine Zuhörer.

„Was sagen Sie da? Sie sind sehr in Gedanken, Herr Professor und haben dazu ein Recht, denn Sie sind jetzt wieder auf der Erde, und da hat jeder deutsche Professor das Recht, etwas konfus zu sein."

„Sie sind uns überhaupt die Erklärung schuldig, in welcher Gefahr Sie schwebten!" fiel Werner ein.

„Hm! Ja!" Professor Bartoly hob den Kopf. „Was ich vorhin sagte, hängt damit zusammen. 12 Uhr 20 geht der Mond auf und gegen 2 Uhr 15 unter!"

„Aber Herr Professor! Das ist ja gar nicht möglich, daß er bloß zwei Stunden am Firmamente bleibt. Oder haben wir eine Mondfinsternis zu erwarten?"

„Jawohl, meine Herren, eine Mondfinsternis, die ewig dauern wird, ewig in des Wortes weitestem Sinne!"

„Wie meinen Sie das?" fragten alle drei gespannt.

„Der Mond wird heute zum letzten Male am Firmamente stehen!" sagte Professor Bartoly dumpf, und das klang wie der Schlag eines Hammers auf einen Sarg.

„So hören Sie, meine Freunde! Was ich Ihnen jetzt berichte, ist ungemein traurig, ja sogar entsetzlich grausig, aber die Wirklichkeit wird Ihnen in wenigen Stunden das fürchterlichste Schauspiel bieten, das je Menschenblick erschaute!" Er richtete sich aus seiner gekrümmten Haltung etwas auf und fuhr fort:

„Die Lunarier sind zweifellos hochintelligente Wesen und haben auf dem Gebiete der interplanetarischen Forschung schon Gewaltiges geleistet, wie Sie ja aus eigener Erfahrung wissen. Aber sie sind ungemein einseitig, denn die Erforschung und Beobachtung ihres eigenen Weltkörpers ist ihnen von jeher zu wenig interessant gewesen, als daß es sich nach ihrer Meinung gelohnt hätte, sich damit zu befassen. Sie schauen nach anderen Gestirnen aus und schenken ihrem eigenen nicht die geringste Beachtung. So leben sie eigentlich wie die Kinder, die sich auf dem kaum zugefroreren Teiche tummeln und nicht der Gefahr bewußt sind, die ihrer in der Tiefe ständig lauert.

Gestatten Sie mir, mich kurz zu fassen.

Das Mondinnere ist — wie das Innere unserer Erde auch — feuerflüssig. Diese Glutmassen bilden aber nicht einen einzigen Herd, sondern sind durch Scheidewände getrennt, die sich beim Verkühlungsprozeß — eben wie bei unserer Erde auch — bildeten. Diese Scheidewände verhindern, daß die unterirdischen Flammen sich zu einem alles verzehrenden Glutkessel vereinigen. Nun sind aber an einigen Stellen durch Meerkrater große Wassermengen in das Innere der Mondkugel eingedrungen. Die Wirkung können Sie sich leicht vorstellen. Das Wasser wurde sofort zu Dampf, der unter diesen gewaltigen Heizeinflüssen solch ungeheuer große Spannkraft erhielt, daß er durch seinen Druck mehrere solcher Scheidewände zertrümmerte. Die Glutmassen in der Riesenhöhlung flossen zusammen. Diese furchtbaren Brandherde durchfraßen nun in wenigen Monaten auch die noch stehenden Scheidewände, so daß einige Tausend Meter unter der Monderdrinde ein Flammenozean seine vernichtenden Wogen gegen die Wände seines Kerkers wirft.

Meine Instrumente haben diesen Prozeß genau registriert. Während die Lunarier mit Freuden die Temperaturzunahme ihres Bodens begrüßten und darin eine Vorbedingung neuerwachender, üppiger Vegetation und Fruchtbarkeit begrüßten, sah ich darin nur das grausige Vorspiel zu einer fürchterlichen Katastrophe. Innerhalb der drei Monate, die ich auf jener Sternwarte als Gefangener verbrachte, stieg die Temperatur der Mondrinde um 3½ Grad nach unserer Messung.

Was wird geschehen? fragen mich ihre Blicke.

Der Glutherd frißt sich ganz allmählich, aber unaufhaltsam durch die immer dünner werdende Monderdrinde. Die Temperatur des Meerwassers steigt bis zum Siedepunkt. Auf dem Lande brechen Geiser hervor und sprühen kochendes Wasser und siedende Dämpfe. Die flachen Seen fangen an zu brodeln und zu kochen. Die Sümpfe trocknen aus. Ihre Feuchtigkeit steigt als Wasserdampf in die heiße Luft. Die Atmosphäre wird erstickend schwül. Die Lunarier fliehen an die Pole, um Kühlung zu suchen, aber dort schmilzt das Eis, und die kalten Winde werden zum Chamsin.

Die paar hundert Menschen, die sich auf den Diabaskreuzern retten können, werden zu uns fliehen und sollen unsere lieben Gäste sein. Aber die anderen Millionen sind dem Tode geweiht. Die Katastrophe nimmt ihren Verlauf mit eherner Naturgesetzmäßigkeit. An den schwächsten Stellen der Monderdrinde bricht das Meer mit seinen Fluten in das Innere. Hier wird es in dem glühenden Rachen des Feuerherdes zu Dampf und unter der ungeheuerlichen Hitze zu solcher Spannung gebracht, daß es den schönen glänzenden Ball, der das Licht unserer Nächte war, wie eine Seifenblase auftreibt und in fürchterlicher Explosion als Splitter, Staub und dampfenden Gischt in das Weltall speit, in ein Nichts aufgelöst. — Wenn meine Berechnungen nicht fehlerhaft sind, wird das in dieser Nacht geschehen. Hic finis mundi, meine Herren!" —

Mit starrem Entsetzen hatten die drei den Worten Professor Bartolys gelauscht.

Die Lustfeuer waren niedergebrannt, die Böller verklungen, die Leuchtkugeln der Raketen hatten ihre glühenden Augen geschlossen. Diener und Sklaven waren zur Ruhe gegangen. Tiefes, friedliches Schweigen lag rings über die Erde gebreitet.

Und nun schob er sich hinter dem Palmenwalde herauf, der schöne, schweigsame Freund der Poeten und Verliebten unserer Erde, rund und glänzend, mit ruhiger Sicherheit und Majestät wie seit Millionen von Jahren.

„Wieviel furchtbares Herzeleid da droben! Und doch welch ein Nichts an Bedeutung unter den Milliarden der anderen bewohnten Himmelskörper!" sagte El Sopho leicht erbebend.

Wolf wandte kein Auge von dem herrlichen Anblicke des Vollmondes, den er heute abend zum letzten Male genießen sollte.

War es das aufgeregt pulsende Blut oder der Duft des Champagners, der noch unberührt vor ihm stand — er hatte den Eindruck, als ob ein leichter Nebelschleier wie ein Trauerflor heute um den Mond wallte und das klare Bild trübte.

Lange saßen sie so da, mit fiebernden Hirnen.

Und dann — — dann geschah es! —

Wie in feurige Funken zerstob vor ihren Blicken die herrliche, leuchtende Kugel. Ein Flammenbanner schien über das ganze Firmament zu wehen und mit seinen glühenden Wimpeln die entferntesten Gestirne der Milchstraße umschlingen zu wollen.

Wolf schlug die Hände vors Gesicht. Die furchtbare Aufregung preßte ihm einen heisernen Schrei aus. — —

— — „Herr Wolf! Herr Doktor! Je, was Sie mich erschreckt haben! Was ist denn los? Sind Einbrecher im Zimmer?"

Frau Willing stand mit der Kerze neben dem Bett, in dem Wolf schweißgebadet, die Hände vors Gesicht gepreßt, lag.

„Was haben Sie denn, Herr Doktor?"

Frau Willing rüttelte ihren Mieter.

„Der Mond! Der Mond!" stöhnte Wolf.

„Ach so, da habe ich ja ganz vergessen, die Schlafgardinen zuzuziehen. Er hat Ihnen wohl gerade ins Gesicht geschienen?"

Wolf sah mit verstörten Blicken um sich.

„Frau Willing! Gute Frau Willing!"

„Nun ja, was ist denn?"

„Ist er noch da?"

„Wer denn? Ihr Freund Werner? Nein, der ist schon vor einer halben Stunde fort! Sie waren ja nicht aus dem Neste zu kriegen!"

„Wer ist fort? Werner —? Und der Mond? Wo ist der?"

„Na aber, das nehmen Sie mir schon nicht übel! Da steht er hell und glänzend am Himmel und Sie — als studierter Mann — fragen Ihre Wirtin ausgerechnet um Mitternacht: wo steht der Mond?"

„Ja, ja, es ist — — es ist sehr dumm!"

„Denk's auch. Aber nun stehen Sie vielleicht auf! Ich habe einen Auftrag für Sie!

Ihr Freund Werner läßt fragen, ob Sie seinen Brief nicht bekommen hätten, in welchem er Sie bittet,

um Mitternacht in den astronomischen Hörsaal zu kommen, er hatte sein Schreiben unterzeichnet: Lunarius."

„Ja, ja. Den habe ich bekommen! Der muß in meiner Brieftasche liegen. Was soll denn das?"

„Er will Ihnen und einigen anderen Freunden dort eine Bowle geben, hat er gesagt, weil's just die Stunde ist, in welcher er vor 25 Jahren zur Welt kam."

„Also von Werner ist der Brief?! Verrücktheit!"

„Nicht wahr, das sage ich auch. Verrücktheit! Die Universität ist zum Studieren da und nicht zum Zechen und Ulken!"

„Na ja, aber meinen Teil von der Geburtstagsbowle muß ich trinken und der wird diesmal nicht klein sein. Werner ist doch immer originell," sagte er, indem er sich die von den wüsten Träumen noch fieberheiße Stirn mit frischem Wasser bespülte.

Diabolo.

Die Geschichte fing damals in Loewen an und endete – – –, aber ich will nichts vorwegnehmen.

Unser Quartierzettel nebst denen von drei andern Kameraden lautete auf das Landhaus eines Doktor Zamel. Mein Freund Karlsdorff war von dem Augenblicke an, als er diesen Namen auf dem Schein las, so eigentümlich aufgeregt, ohne daß ich die Ursache ergründen konnte. Er machte mich auf das Türschild aufmerksam mit den Worten:

„Sieh nur, welch leises, teuflisches Lachen aus den Augen dieser beiden kleinen Basilisken schielt!"

Ich könnte dieses Türschild noch heute aus dem Gedächtnisse niederzeichnen, das am Eingange des kleinen Landhauses angebracht war. Seiner Sonderbarkeit wegen fiel es mir sofort auf und ist mir seitdem im Gedächtnis haften geblieben als eine Visitenkarte des Teufels.

Zwei kleine messingne Drachen, die ihre Schweife ineinanderschlangen, hielten in den aufgesperrten Rachen ein Metallschild, das in roten Buchstaben auf schwarzem Grunde den Namen des Hauseigentümers, Doktor Zamel, trug.

Es war wohl feinste Gelbgießerarbeit, doch wirkte es giftig, feindselig.

— — Wir wurden von der ältlichen Haushälterin schweigend, doch nicht unfreundlich aufgenommen. Den Hausherrn bekamen wir nicht zu Gesicht. Vermutlich wollte er sich das Peinliche einer Begrüßung mit Feinden ersparen. Uns war das auch recht, denn im Anfange des Krieges trugen wir noch alle Regungen des Zartgefühls in uns, deren ein deutsches Gemüt fähig ist. Am andern Tage marschierte das Gros unsres Korps aus. Wir blieben als Besatzungstruppen zurück, und versprachen uns einige Tage der Ruhe nach erschöpfenden Kämpfen und anstrengenden Märschen. Wir hatten allerdings Befehl erhalten, nicht ohne Waffen auszugehen.

Am Abend des nächsten Tages schlenderten wir ein Stück durch die schönen Anlagen der Stadt. Da klang in die friedliche Stille plötzlich ein eigentümliches Glockenzeichen von einer der Kirchen der Stadt, und gleich darauf hörten wir in den Straßen Gewehrschüsse fallen.

Was das zu bedeuten hatte, weiß jeder aus der Geschichte des Krieges, ich brauche es hier nicht zu erzählen.

Wir stürzten sofort zu unserm Quartier zurück.

Als wir um die Ecke der Straße einbogen, lagen schon einige Kameraden in ihrem Blute. Gemeuchelt!

Eine unsagbare Wut bemächtigte sich unsrer.

Vor unserm Quartier lagen unsre drei Kameraden, zwei als Leichen, der Dritte schwer angeschossen.

Als wir die Treppe emporspringen wollen, vertritt uns ein Mensch den Weg. Er hält in der Hand einen langläufigen Revolver und feuert gegen uns ab. Karls-

dorff ist voran. Er hält sein Gewehr über dem Kopfe und rennt dem Franktireur mit dem Schrei: „Du Hund!“ das Bajonett durch den Leib. Der Fremde empfängt den tödlichen Stoß mit einem Gurgeln, das wie ein langgezogenes „h-u-u-u!“ klingt. Ein Zittern und Schütteln wie von einem plötzlich ausbrechenden Fieberfrost schleudert seine Schultern. Dann greift er mit langen Armen und zum Würgen gekrümmten Fingern nach vorn, um den Hals meines Freundes zu umklammern.

Der Anblick ist so grausig, daß er mir mit allen Nebenerscheinungen blitzartig in die Seele springt: ein hochgewachsener, sehniger Mensch wie ein spanischer Hidalgo, in langem, schwarzem Rock, etwa in den fünfziger Jahren. Haar und Bart tiefschwarz, über den Augen verwachsene Brauen, die sich wie ein schwarzer Strich von einer Schläfe zur andern ziehen. Blaßgelbes, blutleeres Gesicht. Um den Mund ein raubtierartiges, grausames Lächeln. Ein Herzog Alba, wie ihn Goethe nicht treffender zeichnen konnte! Verkörperung der Grausamkeit und des Zynismus. Gestaltgewordener Blutdurst.

Karlsdorff schien von diesem Gesicht fasziniert zu sein wie der Vogel von dem Blick der Otter.

Er war unfähig, seine Waffe zurückzuziehen und stierte auf das satanische Lächeln des Meuchelmörders, bis dessen Augäpfel nach oben rollten, und er mit vorgeschobenem Unterkiefer und lefzenden Zähnen, die Lippen zurückgezogen, zusammenbrach.

Fast gleichzeitig sank auch Karlsdorff in sich zusam-

men, von einer Schwäche befallen. Ich riß das Bajonett aus dem Körper des Toten und hob meinen Freund auf.

Der stierte noch eine Weile wie entgeistert auf den Daliegenden und flüsterte, noch immer von Grausen geschüttelt: „Er ist es! Er ist es!"

Ich hatte keine Zeit, ihn zu fragen, was er damit meinte, denn durch die Dämmerung klangen Hornsignale: Sammeln!

Maschinengewehre fegten die Straßen. — — —

Nachdem wir die Stadt verlassen hatten, kam das deutsche Strafgericht wie seinerzeit das göttliche über Sodom und Gomorrha. Es regnete Feuer und Eisen. —

Es dauerte geraume Zeit, bis mein Freund aus seiner Geisteserstarrung wieder richtig zu sich kam. Aber es war von dem Tage an eine innere Verwandlung mit ihm vorgegangen. Ein Schauer geheimnisvollen Grausens schien über die Oberfläche seiner Seele gehuscht zu sein, den er nicht mehr daraus bannen konnte. Sein Frohmut war gewichen und hatte einer nervösen Schwermut Platz gemacht.

So lange wir im Feld lagen, in Unterstand und Schützengraben, ging es noch an, aber sobald wir in irgend eine eroberte Stadt einzogen und dort Quartier nahmen, war es, als wären alle seelischen Fähigkeiten in ihm gelähmt und hätten sich in Gespensterfurcht und Hellseherei verwandelt.

Wir lagen vor Antwerpen in Sumpf und Schlamm. Unsere Belagerungsartillerie schleuderte den Tod bereits von drei Seiten in die feindliche Festung. Allgemein erwartete man ihren Fall für die nächsten Tage. Alles

freute sich, wieder einmal für längere Zeit Aussicht auf behagliche Quartiere zu haben.

Nur Karlsdorff nicht. Er wurde zusehends von Tag zu Tag nervöser, litt an Schlaflosigkeit und Angstzuständen, deren Ursache ich mir nicht zu erklären vermochte.

Eines Tages faßte er mich straff am Arme und bat mich: „Versprich mir, bei mir zu bleiben, solange es die Verhältnisse erlauben. Vor allem, wenn wir dort," er zeigte in der Richtung der aufwühlenden Feuergarben, „mit dabei sein sollten."

„Was hast du?" fragte ich ihn bestürzt, „seit Loewen bist du nicht mehr der alte!"

„Ja, der bin ich nicht mehr," gab er tonlos zurück und schwieg.

„Du," sagte ich und sah ihm aufrichtig in die Augen, „schenk mir mal reinen Wein ein! Verfolgt dich noch immer der Doktor Zamel?"

Er fuhr auf. „Verfolgt? — Er verfolgt mich?" Er sah mir ganz entsetzt ins Gesicht. „Hast du das auch schon bemerkt?"

„Ach was, Dummheiten! Ich meine das bildlich. Die Erinnerung an den Menschen scheint dir nicht weichen zu wollen. Wenn ich mich nicht irre, sagtest du damals: Er ist es! Kanntest du ihn?"

Er nickte.

„Ja. Nein. Doch, ja! Von Brüssel her! Es ist vielleicht gut, daß wir einmal darauf zu sprechen kommen. Wie du weißt, war ich bis zum Ausbruche des Krieges in Brüssel und wohnte dort in einer Seiten-

straße des Boulevard lumière. Mir gegenüber wohnte ein Mensch, der denselben Titel und Namen führte wie jener."

Er schien den Namen nicht aussprechen zu wollen, wie die Mönche den Namen des Teufels nicht niederschrieben, sondern an seine Stelle drei Kreuze setzten.

„Ich sah ihn öfters vom Fenster aus in der Dämmerung das Haus verlassen und mit gesenktem Kopfe die Straße hinabgehen. Deshalb habe ich auch sein Gesicht nie sehen können. Aber Gestalt und Kleidung sind dieselben wie bei jenem.

Ich fuhr damals nach den Pöbelausschreitungen mit dem letzten erreichbaren D-Zuge über Lüttich der deutschen Grenze zu. Auf den Bahnhöfen war überall gewaltiger Andrang, überall Landsleute, die sich vor Ausbruch des Sturmes in den Hafen der Heimat retten wollten.

In Lüttich war es besonders schlimm. Deutsche Familien drängten sich zu dem bereits überfüllten Zuge.

Vor der Tür meines Abteils stand ein Herr mit einem Knaben.

„Bitte, ist hier noch Platz?"

Ich riß die Tür auf.

„Nur herein! Fort aus diesem gottverfluchten Lande!"

Der Herr stieg ein, um erst seinen Koffer unterzubringen und rief seinem Söhnchen zu: „Flott, Johannes!"

Der Knabe ist im Begriffe einzusteigen. Er strauchelt und verschwindet unter dem Trittbrett. Im selben

Augenblicke fährt der Zug an. Der Vater schreit auf, will aus der Tür springen. Wir reißen ihn zurück, denn wir sehen, daß ein Beamter herbeieilt, um den unglücklichen Kleinen mit raschem Griffe unter dem erst langsam anfahrenden Zuge hervorzureißen. Im selben Augenblicke schiebt sich durch das Gedränge jener — jener Dr. Zamel vor, faßt den Beamten beim Arme und hält ihn von seinem Rettungswerk ab, bis, nun bis — — du kannst dir's denken! Mir ist, als hörte ich jenen Teufel jetzt noch sagen: „Es ist ein Deutscher!" möglich aber auch, daß der satanisch-grausame, lächelnde Blick, mit dem dieser Mensch dem gräßlichen Schauspiel zusah, mir das eingegeben hat.

Ich war besinnungslos vor Wut und Empörung und doch wie gebannt von dem Blick dieser Bestie, brachte nicht einmal ein Wort der Drohung heraus, und noch als wir durch den Tunnel vor Aachen fuhren, formte mir die Finsternis immer wieder jene scheußliche Fratze, die in ihrem Ausdruck so fern alles Menschlichen wie aus dem Reiche Shakespearescher Höllenschatten mich angegrinst hatte." —

Er machte eine Pause.

„Das Schicksal hat dich zum Rächer jener Scheußlichkeit ausersehen gehabt, sei dankbar dafür! Ich gebe ja zu, daß der Tod dieses Menschen ein Bild greulichster Art war, das auch mich nie wieder ganz loslassen wird. Aber du brauchst dir doch wahrlich keine Vorwürfe zu machen, er hat diesen Tod zehnmal verdient. Außerdem waren wir in der Notwehr!"

„Glaubst du, daß es das ist?!"

Er lachte bitter.

„Damit wollte ich fertig werden! Aber seit er mir zum zweitenmale entgegentrat, bin ich überzeugt, daß er mir noch öfters begegnen wird. Erinnerst du dich, wie er damals seine Arme streckte, seine Finger krallte, um meinen Hals erreichen zu können? Es ist mir, als könnte er diese Arme noch aus dem Grabe strecken, um die Spanne, die damals noch fehlte, später auszugleichen. Er ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern irgend eine dunkle Macht, die wie ein Vampyr an allen meinen Sinnen saugt."

Ich hatte schon einige Beispiele erlebt, daß Kameraden durch das Grausen der Schlachten mit ihren furchtbaren Erscheinungen in Gespensterfurcht zurückverfallen waren, die sie längst mit den Kinderschuhen abgestreift hatten. So ein Fall schien mir hier auch vorzuliegen.

„Wenn es dich beruhigt, Karlsdorff," sagte ich, ohne mir die Mühe zu geben, seine Anschauung zu widerlegen, „ich bleibe bei dir. Hier hast du meine Hand darauf. Eine Trennung ist ja auch nicht vorauszusehen, wenn nicht eine feindliche Kugel — —"

„Dann trifft sie mich!" sagte er mit einer düsteren Bestimmtheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später zogen wir in Antwerpen ein. Von den öffentlichen Gebäuden wehten bereits die deutschen Farben. Glockenklang begrüßte uns. Auf Straßen und Plätzen war lebhaftes Gedränge. Große Kaufläden mit bunten, prunkvollen Auslagen schimmer-

ten im Glanze der Sonne. Wir sahen wieder einmal Weiblichkeit, Straßenbahnen, Strohhüte und all jene Dinge, die uns nach dem langen Feldleben wie Märchen erschienen.

Das heiterte auch meinen Freund auf.

Außerdem verlieh der endlose Zug deutscher Soldaten und der taktmäßige Schritt ihrer Stiefel das Gefühl geborgener Sicherheit. Dazu diese unbeschreibliche Siegerfreude.

Wir ließen die Augen rechts und links gehen, ließen sie an den Fassaden der vornehmen Bürgerhäuser hinaufklettern, aus deren Fenster ungezählte Augenpaare auf uns herabsahen.

Plötzlich, mitten in einem Scherze, riß mich mein Freund am Arme und deutete mit der Hand nach dem Fenster eines weißgetünchten Hauses hinauf.

„Da, siehst du ihn?"

Ich blickte empor.

Das Haus war wie ausgestorben. Aus einem einzigen Fenster lehnte sich ein Mann heraus. Seine Augen schienen sich an meinem Freunde festzusaugen. Ich sah ein bleiches Gesicht, von schwarzem Bart umrahmt. Die Brauen ein zusammenhängender Strich von einer Schläfe zur andern. Plötzlich zog er die Lippen hoch, ließ die weißen Zähne sehen und trat vom Fenster weg.

Das alles dauerte nur einen Augenblick. Aber auch mir war ein Schauer über die Seele geflogen. Wir hatten nur Kopf und Brust des Fremden sehen können,

die sich von dem hellen Hintergrunde der weißen Stores scharfumrissen abhoben.

„Das war dieselbe Maske!“ knirschte ich für mich in stiller Wut und hatte das dunkel empfundene Bedürfnis, in das Haus einzudringen und diesen Teufel zum zweitenmale auf das Bajonett zu nehmen.

Äußerlich tat ich sorglos.

„Du siehst Gespenster!“ sagte ich. „Jeden Schwarzbart hälst du für diesen Doktor Zamel. Bei der Menge von Gesichtern, die uns in diesem Feldzuge vor Augen kommen, werden sich wohl mehrere finden, die große Ähnlichkeit aufweisen.“

„Nein, er war es!“

Ich prägte mir das Haus ein und ging am andern Morgen in einen gegenüberliegenden Tabakladen, kaufte mir Zigarren und fragte dabei wie absichtslos nach dem Besitzer jenes Hauses.

„Dort wohnt ein Herr van Zamiel,“ sagte mir der Inhaber des Ladens.

Ich muß gestehen, daß mich ein seelisches Unbehagen befiel, wie ich es noch nie kennen gelernt hatte. Die Zigarren entfielen beinahe meiner Hand. Es geschah indes meinem Freunde in Antwerpen nichts, wenigstens nichts Böses. Wir hatten wieder einmal Betten, gut zubereitete, abwechslungsreiche Kost und leichten Dienst, konnten aber doch die ersten Tage nicht recht froh werden.

Drei Wochen später wurde unser Regiment unvermutet nach Galizien geworfen. Wir steckten wieder in Schlamm und Morast, nur daß dieser außerhalb der

Unterstände gefroren war und ein eisiger Wind über ihn hinwegstrich.

„Hier hat sich's ausgezamelt!" sagte ich zu meinem Freunde. „Wir sind nun hoffentlich endgültig aus dem Lande der schwärzbärtigen, heimtückischen Teufel."

„Ja, Gott sei Dank!" entgegnete Karlsdorff aufatmend, „ich glaube, ein zweites solches Erlebnis wie in Antwerpen hätte mich den Verstand gekostet, und mein Gewehr wäre eines Tages gegen mich selbst losgegangen."

Die Russen zogen sich unter dem Feuer unsrer schweren Geschütze zurück. Wir folgten zögernd und hatten bald die weiten galizischen Ebenen vor uns. Wir fanden entgegen unseren Erwartungen zum größten Teil unzerstörte Dörfer, das heißt Ansammlungen von Lehmhütten und Blockhäusern, die im günstigsten Falle nur zwei Räume enthielten, um Mensch und Vieh voneinander abzusondern. Aber diese Hütten hatten mächtiggroße, breitbrüstige Lehmöfen. Die waren uns unter diesen Verhältnissen lieber als neuzeitliche Bequemlichkeit.

Am Abend eines Tages, den wir mühsam durch Schnee watend auf Marsch verbracht hatten, rückte unsere Kompagnie in eine kleine Stadt ein.

Wir waren herzlich froh, nicht im Freien unter den Zelten nächtigen zu müssen, denn ein eisig kalter Wind griff mit spitzen Fingern durch Tornister und Mantel fast bis an die Lunge.

Ein österreichischer Oberleutnant von der Artillerie, der schon anderen durchmarschierenden deutschen Trup-

penteilen hier gute Dienste geleistet zu haben schien, hatte schnell die Quartiere verteilt. Nach kurzer Aufstellung wurde uns ein Quartierzettel in die Hand gedrückt. „Weggetreten!"

Gott sei Dank!

Wir tappten durch den Schnee des Platzes nach einer Ecke, in der eine Petroleumlaterne gelblichen Lichtschein warf. Ich suchte meinen Zettel hervor, um den Namen unseres Quartierwirtes zu entziffern.

„Samiel!"

„Diesmal sind wir bei einem waschechten Juden zu Gaste," sagte ich zu meinem Freunde.

„Wie heißt er denn?" fragte Karlsdorff mit fieberhafter Neugier .

Da fiel mir erst die Aehnlichkeit des neuen Namens mit dem jenes menschlichen Teufels auf. Verfluchter Zufall! Oder verfolgte uns der Kerl wirklich?!

„Jakobson!" log ich darauf los. „Der Name tut ja auch nichts zur Sache. Ich wünsche mir bloß ein warmes Nest!"

Wir stöberten das Haus bald auf, das von einem Schneewall förmlich eingebettet war. Durch einen geschlossenen Fensterladen schimmerte Licht.

Ich pochte energisch an.

Ein schlürfender Schritt, eine tastende Hand an der Klinke, dann wurde geöffnet. Es war dunkel im Flur, wir konnten nicht erkennen, wer vor uns stand.

„Wir sind hier einquartiert, Panje!" sagte ich eintretend.

Er schien nicht Deutsch zu verstehen, sondern sagte

ein paar russische oder polnische Worte, die uns aufzufordern schienen, näherzutreten.

Wir traten in eine große Stube. In der Mitte der große, heißersehnte Ofen. An den Wänden entlanglaufend Sitzbänke, ein Tisch mit einer Petroleumfunzel und einiges Hausgerät.

Der Besitzer war ein großer, hagerer Mensch in einem langen, bis zu den Knöcheln reichenden Kaftan. Er drehte uns halb den Rücken zu, so daß wir sein Gesicht nicht sehen konnten. Nur die langen, schwarzen Papilloten, die unter einer dunklen Kappe hervorfielen, konnten wir sehen.

„Hier!" sagte ich und schob ihm meinen Quartierzettel in die Hand.

Er sah nur flüchtig auf den Stempel nieder und nickte, als hätte er uns schon längst erwartet.

Karlsdorff hatte schon seinen Tornister abgeworfen und begann, es sich auf der Ofenbank bequem zu machen.

Ich ging eben an dieselbe Beschäftigung, da drehte uns unser neuer Quartierwirt langsam den Kopf zu, so daß das Licht der Lampe voll darauf fiel.

Seine Augäpfel waren in diesem Augenblicke nach oben gerollt, als wollten sie uns an den letzten Blick jenes Franktireurs in Loewen erinnern.

Wir fuhren beide, bis ins tiefste Herz erschrocken, auf.

Samiel schien unser Entsetzen bemerkt zu haben, so schnell wir uns auch wieder beherrschten. Er hob die

Lippen von den Zähnen und lächelte uns an, indem er den Unterkiefer etwas nach vorn schob.

Herrgott! Dieses Lächeln! Dieses Gesicht!

Ich fühlte plötzlich eisige Krallen in die Tiefen meiner Adern greifen.

Mein Freund sprang mit einem Schrei auf: „Du Hund! Du Hund!"

Sein Gesicht war ganz weiß. Er hatte das Seitengewehr aus der Scheide gerissen und schien sich auf den Juden stürzen zu wollen.

Da erstarrte dessen Gesichtsausdruck plötzlich. Die Augäpfel rollten zurück und er streckte die dürren Arme mit gekrallten Fingern hervor, daß sie wie zwei abgezehrte Totenbeine weit aus dem Kaftan hervorgriffen, als wollten sie den Hals meines Freundes umklammern.

Karlsdorff wich zurück. Das Seitengewehr entfiel seiner Hand und polterte an die Diele.

Der Jude sah es und sofort stand wieder jenes entsetzliche Lächeln auf seinem Gesicht. Es war nur ein Augenblick.

Ich riß mich mit aller Gewalt zusammen. Das war wohl alles nur Nervenspiel, nur ein Erlebnis der überanstrengten Ganglien, ohne Beziehungen zur Wirklichkeit. Wir waren total überreizt.

„Höre," sagte ich zu Karlsdorff, „wir sind beide überanstrengt vom Marsche. Hier wagt wahrlich niemand, einem deutschen Soldaten etwas zu tun. Die Kerle haben auch viel zu träges Blut und außerdem Angst vor den Folgen."

Und zu Samiel gewendet fuhr ich fort:

„Schaffe etwas zu essen, es wird bezahlt!"

Er schien nicht zu verstehen.

Ich machte es ihm durch Gesten klar, vermied aber dabei, ihn anzusehen.

Er verstand und brachte eine Schüssel Erbsen.

Ich setzte mich nieder und aß. Karlsdorff war nicht zu bewegen, mitzuessen. Er holte sich ein Stück Kommißbrot aus dem Beutel, würgte aber bloß ein paar Krümmel hinunter.

„So, nun wollen wir schlafen. Wir sind sehr müde!"

Ich legte die Hände flach zusammen, den Kopf seitlich darauf und machte die Augen zu, um mich ihm verständlich zu machen.

Der Jude nickte, nahm schweigend die Lampe und führte uns durch eine Tür in eine Kammer, in der ein mächtiges Doppelbett stand, sogar mit Federbett und Kissen.

„Ich bleibe nicht hier," erklärte Karlsdorff mit aller Bestimmtheit, und eine gebrochene Müdigkeit klang aus seiner Stimme. „Ich suche mir daherum in einer Hütte ein anderes Quartier."

Ich versuchte nicht, in ihn zu dringen.

Mein gut gefüllter Magen und das Bewußtsein, daß es keine derartigen Zusammenhänge zwischen Diesseits und Jenseits gäbe, wie sie hier vorzuliegen schienen, sondern nur Zufälligkeiten, die einen äfften, hatten mich meine alte Gleichgültigkeit fast wieder finden lassen.

„Wie du willst," sagte ich. „Morgen geht's ja doch weiter. Gute Nacht!" Wir reichten uns die Hand. Er ging.

Ich schloß die Türe zu meiner Schlafkammer, rückte noch die schwere Bank davor, lehnte mein Gewehr schußfertig an die Bettwand und warf mich, nur der Stiefel und des Koppels entledigt, aufs Bett.

Ich schlief auch sehr prächtig und ohne Störung. — —

Am Morgen trat ich in die Stube.

Der Jude saß am Tisch. Er schien sich garnicht niedergelegt zu haben.

Es war schon ziemlich spät für militärische Gepflogenheiten, trotzdem war Karlsdorff noch nicht da.

Jetzt begann mir doch bange um ihn zu werden. Ich stülpte den Helm auf und trat hinaus.

Die Nacht hatte noch größere Kälte gebracht. Der Schnee glitzerte in Miriaden spitziger Kristalle.

Ich wollte in einer der zunächst gelegenen Hütten nach Karlsdorff fragen und stapfte darauf zu.

Da sah ich unweit eine feldgraue Uniform aus dem Schnee schimmern.

Von banger Ahnung getrieben lief ich darauf zu.

Es war Karlsdorff, steif und kalt!

„Erfroren — und vielleicht gar freiwillig!"

Ich lud ihn auf meine Achsel und schleppte ihn in unser Quartier, um zu versuchen, das vielleicht noch leise glimmende Leben wieder anzufachen.

Samiel blieb ruhig an seinem Tische sitzen. Aber dasselbe grausige Lächeln glitt über sein Gesicht und schien auf Augenblicke erstarrt zu verharren.

Ich bemerkte es, aber es ließ mich jetzt gleichgültig. Ich bemühte mich um Karlsdorff und rief einige vorbeieilende Kameraden an, nach dem Regimentsarzte zu gehen.

Es war vergebens.

Der gute Junge war durch jenen langen, finsteren Korridor hinübergewandert ins Jenseits, wo ihn keine unaufklärlichen Zusammenhänge mehr schreckten. Er wurde davongetragen.

Ich nahm Gewehr und Tornister und ging gleichfalls.

Auf der Schwelle übermannte mich aber doch nochmals eine sinnlose, nach Vergeltung trachtende Wut.

Ich wandte mich noch einmal nach dem Juden und schüttelte die Faust und knirschte: „Du nichtswürdiger Hund!"

Er schien nichts zu verstehen, aber ein triumphierendes Teufelslachen brach aus ihm hervor, als wollte er sagen:

„Ich habe meinen Tod in Loewen gerächt!"

Der Degen des Mephistopheles.

Das war im Jahre 1886. Ich war damals Direktor des großen Hoftheaters zu R. und hatte insofern keine leichte Stellung, als ich alle Wünsche der hohen Herrschaften zu berücksichtigen hatte. Diese waren umso vielseitiger, als oft ausländische Fürstlichkeiten als Gäste in unserer Residenz weilten, die immer ihre besonderen Lieblingsvorstellungen zu sehen wünschten.

Zu Beginn des Spieljahres, von dem ich berichte, hatte der Hof einen entfernten Verwandten, den Prinzen W., zu Besuch erhalten. Es hieß, daß er jahrelang im Auslande gereist und nun in die deutsche Heimat zurückgekehrt sei, um sich in aller Stille dem Gelehrten- und Künstlerberufe zu widmen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt ich den Besuch Seiner Exzellenz des Hofmarschalls. Exzellenz teilte mir mit, daß der hohe Gast eine Aufführung des Faust zu sehen wünschte und bäte, zu gestatten, daß er die Titelrolle selbst übernähme. Diese Bitte wurde natürlich nur pro forma geäußert; denn was blieb mir weiter übrig, als zu willfahren?

Ich machte allerdings Exzellenz darauf aufmerksam, daß bei so einem Unternehmen der Ruf der Bühne in Frage stehe, und ersuchte ihn, auf den hohen Herrn dahin einzuwirken, daß er sich dazu verstehen möge, an

den erforderlichen Proben teilzunehmen und sich den Anordnungen des Regisseurs zu fügen.

Noch am Abend desselben Tages wurde ich in das Schloß gebeten, Seiner Hoheit vorgestellt, und über diesen Punkt des Unternehmens beruhigt.

„Mein lieber Direktor," sagte der Prinz zu mir, „Sie können unbesorgt sein, ich füge mich jedem Ihrer Wünsche und glaube, auch den verwöhntesten Ansprüchen genügen zu können; denn ich habe auf deutschen Bühnen im Auslande gerade in dieser Rolle manche Triumphe gefeiert, wenn auch unter dem Pseudonym Martens. — Vielleicht ist dieser Name Ihnen nicht ganz unbekannt," setzte er lächelnd hinzu.

Ich sprang entzückt auf und ergriff ehrerbietig die mir dargereichte Künstlerhand.

Martens, ob ich ihn kannte, diesen Namen, den die Zeitungen der alten und neuen Welt vor Jahren mit höchster Anerkennung genannt hatten, bis sein Träger plötzlich — auf rätselhafte Weise — verschwunden war wie ein Meteor.

„Ich muß Sie aber bitten, Herr Direktor, daß die wahre Person des Darstellers völlig verschwiegen bleibt. Mich kennt hier niemand in der Stadt. Ihren Herren Kollegen müssen Sie natürlich Mitteilung davon machen, aber im übrigen bitte ich unter allen Umständen um peinlichste Diskretion. Setzen Sie auch auf den Theaterzettel nicht meinen Künstlernamen, es könnte ein Heer von Reportern in meine Ruhe einfallen und mich von Interview zu Interview hetzen. Ich will das vermeiden, es soll meine letzte Vorstellung sein,

dann will ich der Bühne gänzlich Valet sagen. Es reizte mich aber, meinen geliebten Faust nochmals nach meiner Auffassung erstehen zu lassen."

Ich versprach ihm Stillschweigen und wurde freundlichst verabschiedet.

Wenige Tage darauf setzte ich die Proben an. Sie verliefen glänzend. Der Prinz spielte den Faust hinreißend. So etwas von tiefsinnigem Gelehrten, so nagenden Zweifel in der Osterszene hatte selbst ich, der erfahrene und weit umhergekommene Bühnenchef, noch nicht erlebt. Die anwesenden Fürstlichkeiten waren eines Lobes voll und wünschten dem Pseudo-Faust von Herzen Glück.

Sein Partner Mephistopheles war eine meiner besten Kräfte, von Haus aus ein Zyniker und verneinender Philosoph. Seine Rolle war infolgedessen für seinen Charakter wie zugeschnitten, und aller Voraussicht nach durften wir einer glänzenden Aufführung entgegensehen.

Der Abend, welcher die Saison mit der Faust-Vorstellung eröffnen sollte, nahte.

Die Abonnements waren fast sämtlich erneuert worden. Der Zeitungsausschuß hatte das Interesse für das neue Spieljahr und besonders für die Eröffnungsvorstellung mit Geschick zu erregen gewußt. Wir durften infolgedessen auf ein vollbesetztes Haus rechnen.

Trotzdem war ich am Tage der Aufführung nicht in der besten Stimmung. Irgendeine nervöse Unruhe plagte mich und zwang mich bald vom Schreibtisch auf den Diwan, bald von der Bibliothek ins Rauchzimmer.

Woher das eigentlich rührte, weiß ich heute noch nicht zu sagen. Rampenfieber kam bei mir nicht in Betracht, ich hatte dieses lästige Gefühl während meiner langjährigen Tätigkeit längst niedergezwungen. Mag sein, daß eine alte Theaterchronik, die mir an diesem Tage zufällig aus dem Archiv in die Hände gefallen war, daran schuld sein mochte. Sie enthielt nämlich eine Niederschrift, welche von einem Stoßrapier erzählte, mit dem einst der Schauspieler, der die Rolle des Faust kreierte, in der Kampfszene den Valentin tödlich verletzt haben sollte. Die alte Klinge sollte in der Rüstkammer noch vorhanden sein und wurde in der Chronik sehr eingehend geschildert: das Blut des Gefallenen wäre noch an ein paar dicken Rostflecken deutlich zu erkennen, im übrigen wiese sie keine besonderen Merkmale auf, als ein kleines, an dem der Spitze zugekehrten Winkel zerstörtes Pentagramm, auf dessen defekte Figur der abergläubische Verfasser das Unglück schob. — Obgleich der Druidenfuß das Zeichen sei, mit dem man den Teufel und das Böse banne, sage doch Mephistopheles selbst, daß die vom Rattenzahn abgenagte Spitze des Pentagramms, das sich auf der Schwelle des Faustschen Studierzimmers befindet, ihm nunmehr freie Hand lasse.

Da ich derartige mysteriöse Auslegungen irgendeines unglücklichen Zufalles von Herzen hasse, hatte ich das alberne Geschreibsel achtlos beiseite gelegt, aber die Unruhe verließ mich nicht.

Es mochte nachmittags gegen vier Uhr sein, also vier Stunden vor Beginn der Vorstellung. Da schickte mir

Randung, der Schauspieler, der den Mephistopheles spielen sollte, einen Boten mit der bestimmten Erklärung, daß er heute den Mephistopheles nicht spielen werde.

Das fehlte noch! —

„Was ist geschehen?“ fragte ich den Boten.

„Ich weiß von nichts?“ erklärte dieser.

„Ist Ihr Herr erkrankt?“

„Ja und auch nein! Er scheint nicht unwohl zu sein, befindet sich aber in einer furchtbaren Erregung.“

Ich klingelte nach Hut und Ueberzieher und fuhr in einem Wagen zu Randung.

Er empfing mich sofort.

„Herr Direktor, versuchen Sie nicht, mich umzustimmen, es ist zwecklos. Ich werde heute abend auf keinen Fall auftreten.“

„Sind Sie des Teufels? Die ganze Vorstellung muß im letzten Augenblick abgesagt werden, wenn Sie uns im Stiche lassen. Bedenken Sie die Ungnade des Hofes, wir setzen ein Stück Zukunft aufs Spiel.“

Er schüttelte nur stumm mit dem Kopf.

„Es geht nicht!“

„Ja, aber was ist denn eigentlich los? Sie sind einen Schein blässer als sonst, ja doch, aber da hilft man eben einmal mit Kola über die kleine Nervenverstimmung hinweg. — Was fehlt Ihnen denn eigentlich?“

„Ich kann es nicht sagen! Ich bin in einer hochgradigen seelischen Erregung, so, wie es dem zumute sein mag, den die Natur mit der Gabe des Hellsehens ausgerüstet hat, und der bestimmt empfindet, daß irgendein Unglück bevorsteht!“

Ich sah ihn verblüfft an. Eigentlich hatte er mit klaren Worten das ausgedrückt, was auch meinen Zustand ausmachte. Trotzdem, ich durfte ihn nichts merken lassen, vielleicht gelang es mir, ihn umzustimmen.

„Randung, alter Zyniker und Rationalist, nun seien Sie aber mal vernünftig! Wenn Ursachen zu Besorgnissen vorliegen, so beseitigt man sie, sind aber keine vorhanden, so ist es töricht, sich welche zu konstruieren."

Ich bot alle Ueberredungskunst auf, suchte seinen eigenen Zynismus als Spitze gegen ihn zu kehren, umsonst, alles umsonst.

Verstimmt und verzweifelt verließ ich ihn.

Ich lief auf das nächste Theaterbureau und ließ nach einer geeigneten Kraft recherchieren. Der Agent versprach mir, sein Möglichstes zu tun, und stellte die Angelegenheit als nicht aussichtslos hin, da, wie er wisse, eine große Anzahl tüchtiger Künstler aus anderen Städten Deutschlands, deren Spielzeit erst später beginne, sich in der Residenz aufhielten. Er verprach mir, sobald er einen geeigneten Ersatz gefunden, mir denselben expreß in die Wohnung zu schicken.

Ich war denn auch kaum eine halbe Stunde zu Hause, als sich ein Herr melden ließ, der bereit sei, die Rolle des Mephistopheles für den heutigen Abend zu übernehmen.

Ich ließ ihn bitten.

In mein Arbeitszimmer trat ein langer, hagerer Mensch, dessen Figur die eines sehnigen Hidalgo war. Gleich beim ersten Blick fiel mir auf, daß das Gesicht des Künstlers vorzüglich für die Rolle geeignet sei. Das war in Wuchs und Erscheinung ein wahrhaft idealer

Mephistopheles. Das lange, schmale Gesicht mit der Hakennase, unter welcher ein Spitzbart, leicht nach vorn gezogen, stand, und die unruhig flanierenden Augen gaben auch ohne jeden Kunstgriff des Theaterfriseurs einen charakteristischen Mephisto.

Zwei Falten, die sich von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln herabzogen, verliehen dem Gesichtsausdruck etwas so Hämisches, Dämonisch-Diabolisches, daß einen schwachnervigen Menschen wohl ein Schauder ankommen konnte.

Der Gang war lauernd, schleichend, raubtierartig-elastisch, und die Stimme erst! Wie soll ich das ausdrücken?! Ich höre diese Stimme heute noch, hart, kalt, stechend, einen Unterton von Schadenfreude und Verführungslust enthaltend.

„Sie wollen die Rolle des Mephistopheles für Ihren erkrankten Kollegen übernehmen?" fragte ich.

„Sehr wohl, Herr Direktor!"

„Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Diabelli," stellte er sich vor. „Verwundern Sie sich nicht über meinen Namen, es ist nur ein sonderbares Zusammentreffen. Mein Name ist wirklich so, ich bin Deutsch-Italiener."

Ich muß gestehen, mir wurde etwas unheimlich zumute, und einen Augenblick zog es wie ein Schauer durch meine Seele, als wäre es der leibhaftige Mephisto, die Verkörperung des bösen Prinzips, das da vor mir stand.

Ich zwang jedoch diese alberne Empfindung nieder und bat Herrn Diabelli, mir eine Szene aus Faust vorzu-

spielen. Ich wählte die Szene in Faufts Studierzimmer, indem ich selbst den Faust aus dem Stegreif zitierte.

Eine kurze Probe genügte, um mich zu beruhigen. Dieser Künstler beherrschte seine Rolle vollkommen und spielte mit einer solchen Realistik, wie ich den Mephistopheles noch nie gesehen hatte.

Ich engagierte ihn für die Abendvorstellung und dankte ihm verbindlich. Er schied mit der Versicherung, daß ich absolut beruhigt sein und mich auf ihn verlassen könnte.

Der Abend brach an. Ich war schon bedeutend eher als gewöhnlich am Platze; denn irgendeine innere Unruhe, die ich mir nicht zu erklären wußte und doch nicht bannen konnte, hatte mich von daheim weggetrieben.

Von meinen Kollegen war noch niemand anwesend, nur die Theaterarbeiter schoben Kulissen auf, daß es durch die große leere Rotunde schallte.

Um mir die Zeit zu kürzen, ließ ich mich vom Lift in die erste Etage heben und sah dem Theatermaler zu, der an der Arbeit war, neue Staffelkulissen für die Première eines Dramas zu entwerfen.

Dabei fiel mir der Degen ein, von dem ich heute morgen gelesen hatte. Eine gewisse Neugierde zwang mich, in der Rüstkammer einmal nachzuspüren, ob sich ein derartiges Stoßrapier, wie das geschilderte, wohl vorfände.

Ich ging durch die Gewandsäle nach dem genannten Raum und ließ mein Auge prüfend an den langen Reihen der Stich-, Stoß- und Hiebwaffen entlang gleiten.

Am Ende des langen, schmalen Ganges, der zwischen den Rüstungen, Helmen, Panieren u. dgl. dahinführte, bemerkte ich eine große, sehnige Gestalt. Der Betreffende zog bald hier, bald da ein Rapier aus dem Ständer und prüfte es, indem er die Spitze der Klinge in den Boden stieß und den Korb niederzwang, als ob er die Elastizität des Stahles prüfen wollte.

Er hatte mich noch nicht bemerkt.

Ich verhielt mich einige Augenblicke still; denn eine plötzlich aufdämmernde Ahnung flüsterte mir zu, daß der Unbekannte mein Mephistopheles sei.

Ich brauchte nicht lange zu warten, so hatte ich die Bestätigung. Bei einer Wendung kehrte er mir — als ob er längst wisse, daß ich hier anwesend sei — sein hämisches, diabolisches Antlitz zu.

„Tut nicht ein braver Mann genug,
die Kunst, die man ihm übertrug,
gewissenhaft und pünktlich auszuüben?"

zitierte er lächelnd, indem er ein Rapier — fast das letzte — herauszog und nach kurzer Prüfung befriedigt beiseite stellte.

„Kommt Ihnen soviel auf die Waffe an, mit der Sie Ihr Scheingefestt ausführen werden?" fragte ich etwas erstaunt.

„Der Mann, der recht zu wirken denkt,
muß auf das beste Werkzeug halten,"

erwiderte er mir mit Wagners Worten, und mir war, als ob ein ganz unheimliches Grinsen über seine Züge huschte. Doch konnte ich mich auch getäuscht haben.

„Sie verstehen Ihren Faust anzuwenden, Herr Dia-

belli," entgegnete ich. „Darf ich sehen, auf welche Waffe Ihre Wahl gefallen ist?"

„Solang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
genügt mir dieser Knotenstock,"

erwiderte er und reichte mir die gewählte Waffe.

Ich glaube, meine Blicke wurden beim Betrachten des Rapiers zu starren Eisnadeln. Dort, wo der dreikantige Stahl sich verbreiterte und in den Korb eingelassen war, befand sich deutlich erkennbar das in der Chronik erwähnte Pentagramm, und der der Spitze zugekehrte Winkel war wirklich zerstört. Mir schien es, als ob das mysteriöse Zeichen giftig, wie in phosphoreszierendem, grünlichem Schimmer leuchtete.

Ich stammelte, entsetzt mein vis-a-vis anstarrend: „Wie — wie kommen Sie gerade zu diesem Florett?"

Er entgegnete mir mit den Worten Mephistos:

„Das Pentagramm, beschaut es recht, es ist nicht gut gezogen.
Der eine Winkel, der nach vorne zu,
ist, wie du siehst, ein wenig offen.
Doch jetzo bitt' ich hoch und höchst,
für dieses Mal mich zu entlassen."

Damit nahm er das Rapier aus meiner Hand, umfaßte den Stahl unterhalb des Korbes und verließ die Rüstkammer, um sich in den Frisierraum zu begeben, der sich mittlerweile mit Bauernburschen, Engeln, Hexen, Gelehrten und dem ganzen bunten Gewühl gefüllt hatte, das eine Faustvorstellung an Personal, Statisten und Figuranten erfordert.

Ich wollte ihm nach und ihn bitten, eine andere Waffe

zu wählen — allein eine sonderbare Scheu, für einen abergläubischen Phantasten angesehen zu werden, hielt mich davon zurück. Außerdem war die Zeit ziemlich vorgerückt, und ich begab mich schleunigst in meine Bühnenkabine, um dem Beleuchtungsinspektor und den beiden Schnürbodenmeistern noch einige Anweisungen zu erteilen.

Dann ertönte das Glockenzeichen. Der Vorhang hob sich langsam in seinen ehernen Lagern, die Kristallampen im Zuschauerraum verlöschten, und die Vorstellung nahm ihren Anfang.

Ich konnte von meiner Kabine aus den ganzen Raum überblicken. Kopf an Kopf saß zu meinen Füßen die lauschende Menge, die Herren in Smoking mit weißen Oberhemden, die Damen in Gesellschaftstoilette. Weiter hinauf flogen meine Augen, die Ränge, die Galerien, alles vollbesetzt, die Logen gleichfalls und besonders die Hofloge.

Ich richtete meinen Blick auf die Bühne.

Eben hatte der Prolog im Himmel begonnen, und Mephistopheles trat gerade vor den Thron des Höchsten. Mit kriecherischer, erheuchelter Demut spielte er seine Rolle:

„Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt."

Ich empfand Grauen vor diesem Menschen wie ein Kind vor dem Teufel seiner Märchen, und doch wieder hätte ich ihm die Hand drücken mögen für seine wunderbar künstlerische Auffassung und Darstellung dieser schwersten Rolle.

Auch den übrigen Zuschauern mochte es so gehen wie mir. Wie fasziniert von diesem Mephistopheles hingen ihre Blicke an dem bleichen, gleißnerisch grinsenden Antlitz des Schauspielers, und als der Prolog zu Ende war, galt, glaube ich, der ganze stürmische Applaus nur seiner Darstellung.

Er verbeugte sich leicht und trat hinter den sinkenden Vorhang zurück.

Ich beglückwünschte mich im stillen. Der Abend ließ sich wirklich vortrefflich an.

Schon hob sich der Vorhang von neuem. Fausts Studierzimmer zeigte sich in seiner mystischen Dämmerung den Blicken.

Es war ein Zusammenspiel zwischen Faust und Mephisto, das jeden faszinieren mußte, dem der tiefe Sinn des Goetheschen Dramas aufgegangen ist.

Und sonderbar: Faust schien vor diesem Mephistopheles ein wirklich tief im Innern wurzelndes Grauen zu haben, gegen das er jedoch nicht erfolgreich ankämpfen zu können schien, etwa wie ein Vogel, den der Blick der Otter bannt, oder wie nervöse Bergsteiger vor dem Abgrund schaudern und dennoch schließlich die Hände lösen, um sich hinabzustürzen.

Und dieser Moment gab der Aufführung einen Grad von Dämonik, daß die Zuschauer in beklommenem Schweigen wie gebannt saßen.

Szene auf Szene glitt am Auge vorüber, Dunkel und Helle wechselte auf der Bühne.

Mir war es schon früher immer ein interessantes Studium gewesen, die Wirkung eines Dramas von den Ge-

sichtern der Zuschauer zu lesen, und heute vertiefte ich mich ganz besonders darein, so daß mein Blick bald von der Bühne fast ständig abgewandt und auf das Publikum gerichtet war.

So fühlte ich mehr, was in meinem Rücken vorging, oder richtiger, ich las es von den Gesichtern der Zuschauer ab.

Man glaubt nicht, wie fein nuanciert sich gerade im Theater jede Seelenregung auf dem Antlitz widerspiegelt.

Auch ohne das gehörte Wort hätte ich aus diesem Spiegel lesen können, daß jetzt die nächtliche Kampfszene zwischen Faust und Valentin über die Bühne ging.

Ich hatte die alberne Geschichte der Chronik über der Spannung des Abends längst vergessen.

Mephistopheles hatte eben sein Ständchen vor Gretchens Fenster beendigt, und Valentin trat mit dem Degen in der Faust, auf ihn zu.

Der Kampf begann hinter meinem Rücken. Ich hörte es am Trampeln und dem metallischen Klang, den das Kreuzen der Stahlklingen verursachte, und sah es an den gespannten Zügen der Zuschauer.

Die Szene schritt schnell vorwärts.

Plötzlich bemerkte ich unter den Zuschauern ein Stutzen, das im nächsten Augenblick in ein furchtbares Entsetzen überging.

Was ich hier erzähle, dauerte alles nur einige Sekunden. Die Damen waren von ihren Sitzen emporgesprungen, hoben wie zur Abwehr die Arme nach vorne oder bedeckten sich das Gesicht und stießen entsetzte Schreie aus. Viele drängten nach den Ausgängen zu.

Die Herren erbleichten bis an die Stirn, ihre Kinnladen hingen vor Grauen schlaff nach unten und gaben den Gesichtern jenen entsetzten Ausdruck, den nur das Ungeheuere in die menschlichen Züge graben kann. Aus der Königsloge ertönte ein langgezogener Schrei: „Mord!“

Im selben Augenblick kam von der Bühne ein girrender, gurgelnder Laut, und wie ich den Kopf entsetzt nach der Szene wende, sehe ich eben noch, wie sich Mephistopheles auf die Seite Valentins geschlagen hat und mit einem weiten Ausfall Faust sein Florett durch die Brust stößt, daß es unter der Schulter wieder zum Vorschein kommt. Ich sehe noch, wie er den Mordstahl zurückzieht, daß ihm ein Strom Blutes nachspritzt und wie Faust rücklings zu Boden stürzt. Einen Augenblick beugt sich das Gesicht Mephistos mit triumphierendem Grinsen über den erbleichenden Faust, ein höhnisches Gelächter schrillt durch den Raum, die Statisten fliehen schaudernd hinter die Kulissen, und man hört sekundenlang nur das Röcheln des Sterbenden, das entsetzliche Röcheln.

Einen Moment nur ist alles gebannt. Dann tobt es aus tausend Kehlen wie ein Wutschrei: „Mord, Mord!“

Man stürmt die Bühne. Einige Herren erklettern die Rampe und schwingen sich nach oben, um den Mörder zu fassen.

Mephistopheles steht einen Augenblick unentschlossen. Dann wirft er den Degen beiseite, reckt sich hoch auf und ruft in die anstürmende Menge hinein:

„Den Teufel halte, wer ihn hält,

er wird ihn nicht so leicht zum zweiten Male fangen!"

Im nächsten Moment ist er zwischen den Kulissen verschwunden.

Ich gebe Anweisung, den eisernen Vorhang zu senken.

Unterdessen ist der Verwundete auf Decken und Kissen gebettet worden. Der Theaterarzt untersucht den Stich und legt einen Notverband an.

„Herzstoß, nichts mehr zu retten!" sagt er mir.

Dann tritt er unter das Publikum und fragt: „Ist unter den Herrschaften ein Geistlicher?"

Ein Herr arbeitet sich nach der Bühne durch.

Wir bleiben mit dem Sterbenden allein.

Ich will gehen. Er gibt mir mit der Hand ein Zeichen, zu bleiben.

Mit flüsternder Stimme haucht er uns etwas zu. Wir knien nieder und bringen unsere Ohren in die Nähe seines Mundes, um verstehen zu können.

„Es ist kein Mord," lispelt er, „kein Mord, sondern eine gerechte Strafe. Ich habe seine — Schwester verführt, und — sie ging in — den Tod. Das war heute vor drei Jahren in Rom. Es war — der Grund, daß ich mich — zurückzog von der Bühne. Ich erkannte ihn — gleich, als wir uns — heute abend gegenüberstanden. Er ist — im Rechte. — Gott sei — meiner Seele — gnädig! — Ich sterbe — sterbe — —"

Ein Blutstrom quoll aus seinem Mund und rieselte über die pelzverbrämte Mantille. Der Geistliche machte das Zeichen des Kreuzes über ihm und drückte ihm sanft die brechenden Augen zu. — —

Das Theater hatte sich mittlerweile geleert. Vor demselben hatte sich eine tausendköpfige Menge angesammelt. Polizisten besetzten die Ausgänge und ließen niemand mehr aus noch ein.

Das ganze Haus wurde durchsucht, aber man fand nichts von Diabelli.

Der Portier des Hauptportals erzählte mir aber, daß ein Herr das Theater verlassen habe, groß und hager gewachsen und mit einem Ausdruck im Gesicht, daß ihm bei seinem Anblick eine Gänsehaut über den ganzen Körper gekrochen sei.

Was an der Affäre Zufall, was geheimnisvoller Zusammenhang ist, das wage ich nicht zu entscheiden. Den Degen des Mephistopheles habe ich aber beseitigen lassen. Die Waffe, die nunmehr bereits zwei Menschenleben auf der Bühne forderte, flößt mir heute noch in der Erinnerung ein geheimnisvolles Grausen ein.

Der tote Riese.

„Mit jeder Schraubenumdrehung erscheint mir unsre Fahrt abenteuerlicher und gefährlicher," sagte mein Leidensgefährte Jakob Holstein aus Bremen, jetzt John Wayler genannt nach dem Passe, den er in Wladiwostok einem englischen Trunkenbold für schweres Geld abgekauft hatte.

Wir lehnten uns über die Reling und spähten mit angestrengt suchenden Augen über die See, die wie ein Bogen glitzernden Stanniolpapiers ringsum bis an den Horizont ausgebreitet lag.

„Meinst du, daß unsere Landsleute uns erst anrufen werden?" fragte ich.

„Wenn sie unsre zwei Geschütze am Bug und die Revolverkanone am Heck sehen, tun sie es nicht. Darauf wette ich sonst was!"

„Das ist auch meine Ueberzeugung! Diese Rücksichtnahme verdient der Engländer wahrhaftig schon längst nicht mehr."

„So könnte also unsre Fahrt im Jenseits enden?"

„Wir müssen damit rechnen!"

Die Fahrt ging in rasender Eile, fast möchte ich sagen mit nervöser Hast vor sich. Wir waren nun den sechzehnten Tag unterwegs und noch immer nicht von

einem deutschen U-Boot aufgestöbert worden. Und das war doch eigentlich der Hauptfaktor in unsrer Berechnung gewesen, insofern nämlich, als wir direkt darauf hofften, daß unser Schiff einem U-Boot zur Beute wurde und wir beim Verlassen Gelegenheit fänden, uns dem deutschen Kommandanten als Landsleute auszuweisen. Auf andere Weise wäre es uns unmöglich gewesen, die Heimat vor Abschluß des Weltkrieges wieder betreten zu können.

Während wir noch diesen Betrachtungen nachhingen, kam auf einmal unter die Offiziere auf der Kommandobrücke Aufregung.

Die Dampfsirene ließ ihre zischenden Strahlen fahren und heulte zweimal kurz hintereinander auf, daß es klang, als ob ein riesiges Ungeheuer einen Schreckensschrei aus angstumkrallter Kehle hervorstieße.

„Da haben wirs," sagte Jakob, von der Reling zurückfahrend, „das ist das Signal: Alle Mann unter Deck!"

Gleichzeitig fing die Revolverkanone am Heck an zu hämmern.

Ich glaubte, irgendwo einen schwachen, blaugrauen Stahlmast aus der Flut auftauchen zu sehen. Oder war es Täuschung?! Aber rings um die Stelle schlugen unsre Granaten ein. Zugleich spürten wir am Zittern der Schiffsplanken, daß der Rhythmus des Maschinenstoßes heftiger wurde und wir mit höchster Kraft dahinjagten.

Ein Offizier schrie uns von der Kommandobrücke

aus mit erregten Gesten etwas zu, das wir nicht verstehen konnten.

Ich wollte meinen Freund nach der Deckstreppe ziehen, aber er stand wie festgewurzelt, die Augen aufs Meer gerichtet, mit bleichem Gesicht.

„Komm, wir erregen sonst Verdacht!" schrie ich ihm ins Ohr.

„Nein, nein, wir sind hier sicherer," gab er zurück. „Gott schütze unsere braven Landsleute! Da — — da!"

Er deutete mit ausgestreckter Hand nach einer Stelle im Meere.

Ich sah Blasen aufquirlen. Wild und schäumend drängten sie nach der Oberfläche und schossen näher heran wie ein Narval.

Wir wußten aus Beschreibungen, was das zu bedeuten hatte: der Blasenweg eines Torpedos!

Ich weiß heute nicht mehr, ob ich in jenen entsetzlichen Momenten die Augen schloß oder mich nach einem Rettungsmittel umsah.

Ein Stoß erschütterte unser Schiff. Einen Augenblick Stille. Dann eine fürchterliche Explosion mittschiffs. Ich hatte das Gefühl, als würde mir plötzlich der Boden unter den Füßen entzogen. Ich stürzte. Nach meinen Empfindungen minutenlang. Oder war ich erst so weit in die Höhe geschleudert worden?!

Als ich wieder zu denken anfing, lag ich im Wasser, das aufgeregt durcheinanderquirlte. Ich sah Pfosten und Splitter treiben, dazwischen viele Köpfe, die mit schreckverzerrten Gesichtern wie vom Körper abgelöst aus der Flut emportauchten, mit triefenden Haaren, den Atem

krampfhaft einsaugend, gleich Kobolden des Meeres. Aber ich kannte keines von diesen Gesichtern, ich hatte minutenlang das Gefühl, von einem teuflischen Traume umfangen zu sein.

Im Hintergrunde trieb der Dampfer mit aufgerissenem Deck, schon bis an die Bordluken eingesunken.

Mir huschte das Bewußtsein der Gefahr durch den Kopf, die mir von dem Strudel des sinkenden Ozeanriesen drohte. Ich suchte mich fortzuarbeiten. Gegen den erhellten Abendhimmel hob sich scharf der Schattenriß des U-Bootes ab, dessen Besatzung nach den Schwimmenden angelte.

Ich hielt mit kräftigen Schwimmstößen auf die Richtung zu und machte mich durch Schreien bemerkbar.

Da sah ich, wie das U-Boot plötzlich das Luck zuschwang und eintauchend versank. Gewiß hatte sich am Gesichtskreis ein feindlicher Dampfer gezeigt.

Der Schreck lähmte mich für Augenblicke vollständig. Was sollte nun aus mir werden?!

In einiger Entfernung schwammen noch mehrere Köpfe mit blutleeren Gesichtern. Einer nach dem andern versank.

Ich hatte ein treibendes Brett erfassen können, das ich umklammert hielt. Es trug mich zum Teil. Meine einzige Hoffnung war, mich solange schwimmend über Wasser halten zu können, bis irgend ein Dampfer meinen nur noch kurzen Lebensweg kreuzte und mich auffischte, wenn nicht vorher ein Haifisch mein Totenbettmeister wurde, oder Hunger und Erschöpfung mir ans Herz rührten.

Ich hörte hinter mir ein Stöhnen. Ein Engländer kämpfte um sein Leben. Er hatte einen Rettungsring, der ihn bequem trug, schien aber bei der Explosion eine Verwundung davongetragen zu haben, denn das Wasser trug rings um ihn her eine leichte rötliche Färbung.

Ich merkte, daß er nicht mehr lange kämpfen würde und rechnete im stillen auf seine Erbschaft: den Rettungsgürtel.

Ich blieb deshalb möglichst in seiner Nähe. Nach kurzer Zeit fing er an zu röcheln, warf sich auf den Rücken und ließ den Kopf rücklings ins Wasser sinken.

Ich ruderte zu ihm hin.

Sein hageres Gesicht war ganz gelb. Die offnen Augen stierten durch einen feinen Wasserschleier zum Himmel.

Mich überlief ein gespensterhaftes Grausen. Allein mit einem Toten!

Schließlich faßte ich mir ein Herz.

„Du wirst es dem lebenden Kameraden nicht wehren!" sagte ich und fing an, den Rettungsgürtel von dem langen Körper abzustreifen.

Der Leib des Toten wendete sich und versank.

Ich entledigte mich unter äußerster Anstrengung meiner Kleidungsstücke und kroch durch den Ring. Den Oberkörper stützte ich auf das Brett, so daß ich nunmehr ohne Schwimmstöße über Wasser blieb und bei meiner kräftigen Natur hoffen durfte, die Nacht über auszuhalten.

Der Mond ging auf. Ich war plötzlich in einer Flut

flüssigen Perlmutters. Von den Resten des Schiffes war nichts mehr zu sehen.

Ich konnte nicht einmal mehr Gegend oder Richtung des Unterganges feststellen. Es war mir, als ob mich eine leichte Strömung davontriebe.

Manchmal wurden mir die Beine schwer, als ob unsichtbare Kobolde daran nach der Tiefe zerrten. Dann wieder einmal war es mir, als ob das gelbe, abgezehrte Gesicht des toten Engländers vor mir aus dem Grunde aufstiege und mich mit ausdruckslosen Augen anglotzte.

Ich wagte minutenlang nicht aufzusehen, aus Furcht, irgend ein gräßliches Gebilde meiner Phantasie vor mir aus den Fluten aufsteigen zu sehen.

Als ich wieder einmal die Augen aufschlug, glaubte ich in größerer Entfernung wie eine Fata morgana ein Schiff ziehen zu sehen.

Der Mond stand im Zenith, ich konnte bei seinem Lichte deutlich erkennen, daß es ein größerer Dampfer war. Zu meiner größten Freude konnte ich auch feststellen, daß er sich entweder gar nicht oder nur unmerklich langsam fortbewegte.

In langen Schwimmstößen hielt ich darauf zu.

Es fiel mir auf, daß sich an Bord nichts regte. Das Fahrzeug lag wie eine Leiche auf dem Wasser, mit abgeblendeten Lichtern. In den Seitenfenstern gespensterte das Mondlicht.

Ich war nun nahe heran, legte meine Hände um den Mund und stieß ein langhallendes „Ahooo!“ aus.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ein feindliches Beobachtungsfahrzeug?“ fragte ich mich.

Aber an welcher Stelle des Meeres befand ich mich überhaupt?

Diente das Schiff am Ende einer neuartigen Kriegslist?!

Es war ein Dampfer von mindestens viertausend Tonnen.

Von einem Gangspill hing von Bord eine Trosse herab und schleifte im Wasser.

Meine Kräfte drohten nachzulassen.

Ich erfaßte das Seil und hob mich in Klimmzügen daran empor.

Zu Tode erschöpft überkletterte ich die Reling und fiel auf eine Bank am Steuerhaus nieder.

Ich sah durch eines der Fenster.

Es schien niemand darin zu sein. Die Tür stand handbreit offen. Leer! Am Wandhaken hing eine blaue Offizierslitewka. Da mich zu frieren begann, schlüpfte ich hinein.

Alles das kam mir aber doch höchst sonderbar vor!

Auf der Backbordseite war das Fenster zertrümmert. Es sah fast aus, als hätte hier ein Kampf stattgefunden.

Ich blickte aus dem zertrümmerten Fenster hinaus und fuhr zurück.

Dicht unter dem Simse lag eine Leiche!

Meine Nerven waren durch die Erlebnisse der letzten Stunden so erschöpft, daß ich eine Zeit lang brauchte, um den Entschluß zu fassen, den Toten zu untersuchen.

Endlich fand ich den Mut.

Die Leiche lag auf dem Rücken. Der Unterkiefer war herabgesunken. In der Mundhöhle lag ein großes Stück Jam. Also schien es ein Amerikaner zu sein! Er mußte einen Stich in die Brust bekommen haben.

Was war hier vorgegangen?!

Bilder aus Hauffs „Gespensterschiff" tauchten vor mir auf.

Nach dieser Ueberraschung konnte mich wohl nichts Erschütternderes mehr erwarten.

Ich zog dem Toten die Beinkleider ab und fuhr selbst hinein. Das Hemd war nicht zu verwenden, es war mit Blut durchtränkt.

So leidlich bekleidet, trat ich die Wanderung über das Deck an.

Am Pavillon lag wieder ein Toter, nein zwei, drei, in ganz geringen Abständen. Einer sah gräßlich zerfetzt und verstümmelt aus, als hätte ihn die Explosionsgarbe einer Granate erfaßt.

Auch hier waren fast alle Fenster zertrümmert. Ueberall lagen Glasscherben untermischt mit Holzsplittern. Das Deck wies zwei armstarke Löcher mit brandgeschwärzten Rändern auf.

Einer der Toten lag auf dem Bauche. Als ich ihn mit dem Fuße anstieß, rollte sein Kopf einen halben Meter davon, kugelte unter der Reling durch. Ich hörte ihn klatschend ins Wasser fallen.

Ich stand mit stockendem Puls. Was mochte mich in diesem Irrgarten des Graunes noch erwarten?

Fast auf den Zehen schleichend ging ich nach dem Hauptdeck.

Hier beschien der Mond ein Schlachtfeld, dessen grausige Phantastik durch das bleiche Licht des Mondes ins Grotesk-Scheußliche verzerrt wurde.

Matrosen mit kantigen Schädeln und derben, knochigen Gesichtszügen lagen umher, dazwischen hier und da auch ein blauer deutscher Junge.

Also ein Kampf hatte stattgefunden!

Vermutlich war ein deutsches Sprengkommando von der feindlichen Besatzung überfallen worden. Das U-Boot hatte wohl einige Granaten abgeschossen, aber am Ende schnell vor einem anderen Fahrzeuge tauchen müssen.

Am Fockmast lehnte ein Heizer mit entblößtem Oberkörper. Der Kopf war ihm hintenübergesunken. Die glasigen Augen glotzten unheimlich starr zum Monde hinauf. Aus der aufgerissenen Leibhöhle quollen die Eingeweide wie bläulichgelbe, ekelhafte Würmer. Der Tote schien sie in sinnverwirrender Qual selbst herausgerissen zu haben. Seine Hände lagen ausgebreitet unter den Därmen. Wie ein Händler, der seine Ware auskramt und zum Verkauf anbietet, schoß es mir durch den Sinn.

Um eine Gruppe Toter breitete sich eine Lache geronnenen Blutes. Hier war mit Messern gekämpft worden. Zwei Körper waren im Todeskampfe gegeneinandergesunken und hatten sich, Stütze suchend, umschlungen. Jeder ein Shipsmesser in der Brust!

Vor ihnen lag in betender Stellung ein Dritter auf den Knien, dem aus den aufgerissenen Schlagadern das

Blut über die Achsel herabgeschossen war, so daß er zur Hälfte rot, zur Hälfte blau aussah.

Es mußte ein fürchterlicher, erbitterter Kampf gewesen sein mit zusammengebissenen Zähnen und krampfenden Muskeln.

Die deutschen Granaten hatten ihr grausiges Werk gründlich verrichtet.

Ein Maat lag seitlich zusammengerollt wie schlafend, aber sein Kopfkissen war das Bein irgend eines Kameraden, der seitab den zerfetzten Stumpf gegen die Ladelucke zu pressen schien.

Ich schauderte! Allein unter Toten! Das ganze Schiff ein schwimmender Sarg! Mitten im Ozean!

War denn in diesem Chaos der Vernichtung nicht ein einziger lebender Puls übrig geblieben?!

Plötzlich berührte mich etwas am Bein. Ich fuhr zusammen. War jener Tote neben dem Ruderhause hinter mich getreten und zerrte nun mit steifen Fingern an der Hose, die ich ihm abgestreift hatte?!

Ich wagte nicht hinzusehen.

Es mußte Täuschung sein! Ein Toter streckt seine Hand nicht mehr, um Lebende zu schrecken.

Da wieder.

Ich blicke nieder. Eine Katze saß bettelnd zu meinen Füßen. Hämmerte mein Herz plötzlich vor Freude so schnell?!

Ich hob das Tier auf meinen Arm empor und drückte es liebkosend an mich. Ein lebendes Wesen! Wenn auch nur ein Tier!

Ich trat in die Kombüse. Aus Furcht, daß der er

starrte grausige Spuk plötzlich sein Leben zurückerhalten könnte.

Dort hingen noch zwei unversehrte Positionslaternen. Alle anderen waren durch die Explosionen der Granaten zerstört.

In der Rocktasche des Toten fand ich ein Feuerzeug. Ich zündete eine der Laternen an. Nach kurzer Ueberlegung beschloß ich, die Kajüten zu durchsuchen. Es war doch wohl nicht gut möglich, daß ein Schiff auf dem Ozeane trieb, dem alles Leben entflohen war. Irgend ein Mensch mußte sich doch noch an Bord befinden, der den Kampf überlebt hatte und Aufschluß geben konnte!

Es war mir ja so herzlich gleichgültig, ob Freund oder Feind. Seine Sinne mußten sich ja auf diesem Totenschiffe genau so dem Leben entgegendrängen wie die meinen, er mußte mich jubelnd in die Arme schließen, wenn er ein Wesen von dieser Welt war.

Ich wagte nicht, fest aufzutreten, als ich die Kajüttreppe hinabstieg, aus Furcht vor dem Geräusch meiner eigenen Schritte.

Auf dem untersten Treppenabsatz hielt ein Toter Wacht. Halb aufrecht sitzend, die Arme hinter sich gestemmt, starrte er erschrocken in das gelbe Licht meiner Laterne.

Der Strahl huschte zitternd auf den langen Gängen dahin. Ich konnte das Gefühl des Grausens nicht mehr los werden. Die Katze hatte mich vom Deck herab begleitet.

Einige Kajüttüren standen offen, ich lauschte hinein. Alles leer! In einer stand das Bullauge offen, der

frische Seewind strich herein und knisterte in den Blättern eines Buches, das auf dem Tische lag.

Ich sah nach dem Titel.

„Parabellum — Bansay".

Ich gelangte an die Kammern der Schiffsoffiziere.

Die erste war leer. Ein aufgeschlagenes Klavier darin, auf dem Notenhalter ein Band Chopin. Verlag: Iffel, New-York. Also zweifelsohne doch ein amerikanisches Schiff!

Ich wollte eine andere Kabine aufklinken und hatte schon den Drücker in der Hand. Da drängte sich die Katze so sonderbar an mich, sah mich leise miauend an und rieb den Kopf gegen mein Bein, als wollte sie mich bitten, nicht zu öffnen. Es schien mir sogar, die Haare ihres Felles sträubten sich.

Ich war unschlüssig.

Tiere haben feinere Sinne, feiner differenzierte Nerven. Fühlte sie etwas Uebernatürliches hinter dieser Türe verborgen, dessen Anblick ich nicht ertragen konnte?! Strömte diese Kammer einen Hauch aus dem Jenseits aus?!

„Dummes Tier!"

Ich stieß sie zur Seite.

Sie schnellte davon, den Gang entlang. Ihr gespensterhaft verzerrter Schatten flog an den Wänden entlang wie ein Schemen aus der Unterwelt.

Ich klinkte auf, trat ein.

Alles Grausen, das von Toten auf den Lebenden überströmen kann, zog mir die Schultern zusammen und durchrüttelte mich.

Hinter dem Tische saß aufrecht ein Offizier. Der Schädel war ihm bis auf die Zähne zerschmettert. Das Hirn troff in zähen, dicken Tränen in den Bart. Aber der Körper saß steif aufrecht. Die Hand krampfte sich um einen Revolver.

Vor ihm, mit dem Oberkörper auf dem Tisch ausgestreckt, mit weitvorgeschobenen Armen, lag ein deutscher Matrose, in der Stellung, in welcher die Hindus vor ihren Götzen liegen, die Beine steif gegen den Teppich stemmend.

Er schien bei seinem Eintritt den Revolverschuß bekommen zu haben, aber noch mit letzter Kraft hatte er den fürchterlichen Hieb geführt. Sein Kopf lag steif nach vorn, der Unterkiefer krampfhaft vorgeschoben, als stierte er selbst jetzt noch erschauernd auf das grausige Werk. Der Karabiner war zu Boden geglitten. Ein Brei von Hirnschmalz und Haaren bedeckte den Schaft.

Es war zuviel für meine Nerven. Ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe.

Ich warf die Türe zu, daß ein Knall widerhallend durch das Labyrinth der Gänge meckerte wie das höhnische Lachen eines Kobolds.

Ich lief davon, verirrte mich, kam in einen andern Korridor, stieß an einen Toten, der mit dem Kopf über die Schwelle einer offenen Kajütentür herauslag und mich zürnend anglotzte.

Genug! Genug!

Ich hatte der Meduſa schon zu lange in das schlangenhaarichte Antlitz gesehen!

Eine Waffe, daß ich mir eine erlösende Kugel geben konnte!

Da war plötzlich wieder das Tier bei mir, umschmeichelte mich, liebkoste mit warmer Zunge meine nackten Füße.

Gab es keinen Ausweg aus diesem Labyrinth des Grauens?!

Der Schlaf!

Meine Nerven fingen an zu versagen.

Ich trat in eine leere Kajüte, durch deren Fenster ich die sinkende Mondscheibe erblickte.

Ich verriegelte die Tür, stellte die Laterne zu Boden und ließ mich schwer auf das schöne, weißbezogene Lager fallen.

Ich fühlte noch die Wärme des tierischen Körpers an meinen Füßen, dann schwanden mir die Sinne.

Ich schlief wohl jahrelang, von fürchterlichen Traumbildern gequält und geängstigt.

Das ganze Totenvolk erwachte. Es raunte sich zu, daß ein Lebender unter ihnen weile. Ich!

Sie kamen!

Ich hörte ihre Schleichtritte auf dem Korridor! Alle! Der ohne Kopf führte sie an. Ich hatte ihm ja den Kopf ins Meer gestoßen. Der Krämer, der seine Eingeweide dem Mond zum Kauf angeboten hatte, folgte. Er hatte seine schauerliche Ware wieder in den Bauchsack gestopft. Der Seeoffizier mit dem halben Schädel, der Blau- und Rotgestreifte, der Götzenanbeter mit dem Karabiner, die zwei mit den Messern in der Brust — alle kamen sie,

alle suchten nach mir mit verrenkten Gesten und wackelnden Köpfen.

Das Leben mußte hingeschlachtet werden! Mein Leben! Meines!

Ich sprang auf.

Die Katze saß ganz zusammengeduckt in der Ecke.

Das war nicht Traum! Das war Wirklichkeit! Sonnenlicht fiel durchs Fenster. Auf dem Korridor schlürften wirklich Schritte.

Menschliche Stimmen sprachen da draußen. Widerstand nützte nichts! Die Qual abkürzen!

Ich öffnete die Tür.

„Da habt ihr mich!"

„Hier ist noch einer!"

Zwei Mann sprangen mir an die Arme.

„Was, Deutsche?!"

Mich schüttelte das Fieber.

Ich fühlte mich getragen, geschaukelt.

Manchmal rieselte eine brennende Flüssigkeit durch meinen Hals hinab. Als ich wieder zu mir kam, stand einer an meinem Lager.

„Na, dat du man wedder tau dich kamen büst, Minsch! Et wird all Tid! Uns oll Isenpott löpt eben in Kieler Hafen in! Nu man fixing rin in de Büxen!"

— — — Zwei Stunden später betrat ich deutsches Land, atmete deutsche Luft und hörte wieder deutsche Laute um mich.

Nach dem Totenschiff wagte ich nicht zu fragen.

Ich hätte das klare Denken verloren, wenn mich einer daran erinnert hätte!

Die Rezitation.

Der große Saal war fast gefüllt. Die weißen Kleider der Damen leuchteten zwischen den Smokings der Herren. Das Flüstern einer mehrhundertköpfigen Menge brach sich an den hohen Wänden und kam aus der hohen Wölbung der Decke wie leise Brandung zurück.

Till Rauch lief nervös in dem kleinen Zimmer hinter der Bühne auf und ab.

Seine Gedanken liefen heute aufgeregt umeinander wie Sandkörner, welche die Meeresbrandung durcheinanderwirbelt. Und das Merkwürdigste war, er konnte keine Ursache dafür finden!

Oder doch?!

War vielleicht das Weib daran schuld, das ihm heute bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe begegnet war und seine süßen, dämonischen Augen einen Moment lang zu seiner Seele hatte sprechen lassen?!

Till Rauch legte die Hand über die Stirn und versuchte, die Unbekannte nochmals vor seinen geistigen Blick zu bannen: schlanke, jugendlich-elastische Erscheinung — von schwarzblauem Plüsch umhüllt — großer Hut mit koketter, schwarzer Pleureuse und darunter ein Gesicht . . .

Ihn fröstelte und schauerte, wenn er an die eigen-

artige Schönheit dieses Gesichtes dachte: an die Augen mit den langen Seidenwimpern. Die Augenbrauen liefen ineinander über und bildeten eine feine dunkle Linie über den Wimpern. Die Lippen waren ziemlich schmal und leicht geöffnet, von jener warmen Feuchtigkeit angehaucht, die Frauenlippen so begehrlich machen. Die ganze Gestalt war leicht nach vorn geneigt. Es war eine wilde, lässige Begehrlichkeit in jeder Bewegung, leicht erschlafft und doch kraftvoll-elastisch.

„Torheit!" flüsterte er und trat an den Tisch, auf dem Manuskripte, Programme, Bücher und Zeitschriften durcheinanderlagen, ein paar Blumen obenauf.

Er strich sie mit der Hand beiseite. Er liebte nicht die Verehrung der Backfische, dieser halbreifen, halbfertigen süßen Geschöpfe, denen jeder Künstler ein Gott ist, wenn er nur ein ansprechendes Äußere besitzt.

Er bekam ein Programm in die Finger. Mechanisch las er: „Rezitation Till Rauch. Beginn ein halb 8 Uhr," stand in Fettdruck oben darüber.

Till Rauch! Das war ja sein eigner Künstlername! Es kam ihm eigentlich erst jetzt richtig zu Bewußtsein!

Er hatte heute Abend vor der Auslese der Gesellschaft zu sprechen. Der Abend war durch Subscription zustande gekommen und die Zuhörer hatten das Recht, für ihre ausnahmsweise hohen Eintrittsgelder etwas außerordentlich Vollendetes zu erwarten.

„Ernstes und Heiteres deutscher Autoren," hieß es auf dem Programm.

Ja so, da war es ja höchste Zeit, die einzelnen Stücke endlich zusammenzustellen.

Er warf die Bücher und Manuscripte suchend durcheinander. Die meisten kannte er fast auswendig und hatte bald sein Programm zusammengestellt.

Aber es fehlte ihm noch ein Stoff, der seiner heutigen Stimmung entsprach und die Brücke von seinem Empfinden zu den Herzen der Hörer schlagen, jenes Fluidum herstellen sollte, das Redner und Auditorium verbinden muß, wenn der Künstler in seiner Eigenart ganz verstanden werden soll.

Dazwischen erschien ihm wieder die Fremde. Er sah ihr schmales Gesicht, die feine Linie, welche die verwachsenen Augenbrauen an der Stirnwurzel querüber zeichneten, wie das Symbol einer Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits.

Er wurde immer wieder in seinen alten Gedankenkreis wie von einer höheren Gewalt hineingezogen.

Ging nicht ein Aberglaube im Volke, daß Weiber mit verwachsenen Augenbrauen Vampyre seien und nachts alpdrücken gingen?!

— — Vampyr! Ja, das war wohl die richtige Bezeichnung für jenes rätselhafte Geschöpf, das ihm ein Zufall da flüchtig in den Weg geführt hatte.

So etwas Ähnliches mußte er zur Einführung in seinen Vortrag wählen, um sich dadurch erst den unheimlichen Druck von seiner Seele zu sprechen.

Er dachte an Handel-Mazettis „Eisenkumpanei"!

Zu schwach in der Wirkung, zu schwach für ihn, für die unklaren Bilder, die ihm die Sinne bestürmten.

Da fiel sein Blick zufällig auf Theodor Amadeus Hoffmanns „Elixiere des Teufels".

Hastig griff er zu. Jetzt hatte er das Richtige gefunden. „Die Elixiere des Teufels".

Er schlug jenes dämonische Kapitel auf, in dem erzählt wird, wie die Gräfin Euphemia in dem einsamen Schlosse um Mitternacht zu Bruder Medardus ins Zimmer kommt, wie ihr der Mönch den Dolch in die Brust stößt, sie blutend zusammenbrechen sieht und ihr im nächsten Augenblicke doch wieder auf der mondbeschienenen Freitreppe begegnet.

Ja, das war das Richtige für den heutigen Abend.

Gleichzeitig trat sein Impresario herein.

„Herr Professor, es ist Zeit! Möchten Sie nicht beginnen? Der Saal ist ausverkauft bis auf den letzten Platz!"

„Ja, ja," entgegnete Till Rauch zerstreut, „machen Sie zurecht!"

„Was darf ich Ihnen hinauslegen?"

„Das hier! Alles, was beiseite gelegt ist!"

Der Impresario öffnete die Flügeltüren, durch die einen Augenblick lang das Flüstern des Auditoriums lauter brandete.

Als er zurückkam, trat Till Rauch nochmals vor den Spiegel und musterte, ob an seinem Kleide alles in Ordnung sei.

„Ich sehe heute recht blaß aus, fast geisterhaft, finden Sie nicht, lieber Merbeth?!"

„Herr Professor sind etwas nervös. Aber in acht Tagen ist die Tournee ja zu Ende, dann können Sie sich erholen!"

Er stand noch vor dem Spiegel und betrachtete sein

Gesicht. In seinen Augen lag etwas Seltsames, das er bisher noch nie wahrgenommen hatte.

„Herr Professor, das Publikum wird unruhig," mahnte der Impresario.

„Sie haben Recht!"

Er schlug die beiden Türhälften zurück und trat in den Saal. Für einen Augenblick verstummte alles, dann brach ein stürmischer Beifall los, mit dem ihn seine Gemeinde begrüßte.

Müde verbeugte er sich mehrmals und ließ sich dann hinter dem schwarzbedeckten Tische auf seinem Stuhle nieder.

Während seine Finger noch einige Augenblicke zerstreut durch die Blätter des Hoffmannschen Werkes fuhren, überblickte er den großen Saal.

Viele Gesichter kannte er genau von früheren Rezitationsvorträgen her.

Alle Stühle waren besetzt bis auf einen in der Mitte der vordersten Reihe. Er sah ganz deutlich die Ziffer „13", die sich in ihrer schwarzen Farbe scharfumrissen von dem Hintergrunde des weißen Täfelchens abhob.

Er wollte eben beginnen, als die hintere Saaltür nochmals geöffnet wurde und eine Dame mit raschem, elastischem Schritte nach vorn kam und sich auf dem leeren Platze niederließ.

Die anderen schienen sie gar nicht zu bemerken, oder standen sie so unter der Spannung der Erwartung, daß sie den Vorgängen ihrer Umgebung gar kein Interesse entgegenbrachten!?

Till Rauch wurde noch um einen Schein bläſſer als vorher.

Er hatte beim erſten Blick jene Unbekannte erkannt, die ihm heute Nachmittag auf dem Bahnhofe begegnet war.

Sie ſchien ihn jedoch nicht wiedererkannt zu haben.

Mit ſcheinbarer Selbſtverſtändlichkeit nahm ſie Platz, muſterte intereſſiert mit einem flüchtigen Blicke ihren Nachbarn, einen korpulenten Herrn mit einer breiten, goldenen Uhrkette über der weißen Weſte und ſchlug dann ihre Rätſelaugen zu Till Rauch auf, der wie faſziniert an dieſen großen, dunklen Sternen zu hängen ſchien.

Doch jetzt mußte er beginnen!

Er ſchob ſich das Buch zurecht und fing an, erſt in langſamem, in gleicher Höhe ſich haltendem Erzählerton zu berichten, wie Pater Medardus auf das Schloß kommt und in jener ſonderbaren Abendgeſellſchaft die Bekanntſchaft der Gräfin Euphemia macht.

Dann fuhr er fort zu erzählen, wie die Diener . . .

Aber das war ja zu dumm! Was hielt er da das Buch zwiſchen den Händen wie ein Schulbub, der anſagen muß. Er klappte es zu und ſchob es beiſeite.

. . wie die Diener Medardus nach dem Feſte in ſein Zimmer führen, und wie nun die Nacht anbricht, jene grauenvolle, entſetzliche Mordnacht.

Jetzt war er in ſeinem Elemente!

Seine Worte floſſen ungezwungen. Sein Ausdruck ſteigerte ſich in Stärke und Plaſtik.

Er ſah geradeaus vor ſich hin ins Leere und umfaßte

doch mit seinem Blick die ganze Zuhörerschaft. Vor allem schwebte beständig jenes Gesicht vor seinem Blick, obgleich er vermied, es anzuschauen, denn er fühlte, daß dann in ihm ein Element lebendig werden würde, das er jetzt noch unter die Macht seines Willens zwang: der Wahnsinn.

Er ging zur Mordscene über.

Sein Hals streckte sich gier nach vorn, die Unterlippe quoll ihm wie in starrem Entsetzen herab. Die Zuhörer sahen sekundenlang das Weiße des Auges wie einen stieren Ring die Pupille umgeben. Jede Muskel in seinem Körper vibrierte, jeder Nerv schien gespannt. Die Brust keuchte, und die Stimme kam ihm bald stoßweiße und schreiend, bald in kaltem Grausen flüsternd aus der Kehle. Die Finger spreizten sich wie zur Abwehr und krampften sich wieder zusammen, als müßten sie einen Dolchgriff umklammern.

Er fühlte es selbst zwischen hindurch, daß in seinem innern Miterleben die Hoffmannsche Dichtung aufhörte, Spiel und Wiedergabe zu sein und nahe daran war, für ihn zur Wahrheit zu werden.

Das Publikum war vollständig in seinem Banne. Es saß bleich mit herabhängenden Kinnladen und stockenden Pulsen, starres Entsetzen in den Mienen und schleichendes Grauen in jedem Nerv.

. . . Und dann umgab den Künstler und seine Zuhörer der friedlich im Mondschein träumende Wald und löste die furchtbare Spannung allmählich in das Bewußtsein eines furchtbaren, zerfließenden Traumbildes auf.

— — Till Rauch war zu Ende.

Sein Kopfst fiel nach vorne und ruhte einen Augenblick auf der Tischplatte. Diese Hoffmannsche Scene hatte ihn vollständig erschöpft.

Mit Gewalt riß er sich in die Höhe.

Das Publikum saß noch einen Augenblick in atemlosem Schweigen. Dann aber machten sich die von Grauen gefesselten Seelen in einem tiefen Aufatmen Luft. Das Bewußtsein der Gegenwart kehrte allmählich wieder und die Hände fanden sich zu einem brausendem Beifallssturm ineinander.

Teilnahmslos neigte Till Rauch den Kopf und wagte dabei einen schüchternen Blick auf Stuhl Nr. 13.

Er war leer.

Wie kam das?! Wohin war jene Fremde?!

Es hatte niemand den Saal verlassen! Er hätte es gemerkt trotz seiner an Wahnsinn grenzenden Extase.

Der dicke Herr mit der breiten goldenen Uhrkette über der weißen Weste saß noch neben dem leeren Stuhle.

Eine eigentümliche Unruhe überkam ihn.

Er trat in sein Zimmerchen hinter der Bühne.

Hier lag ein Duft wie jener, den Hoffmann bei dem nächtlichen Begräbnis der Gräfin Euphemia als den Weihrauch der Toten bezeichnet.

Ach so, das war es! Da lagen schon wieder die üblichen Lorbeerkränze!

Merbeth fiel ihm begeistert an den Hals.

„So haben Sie noch nie gesprochen, Herr Professor, und so wird niemand nach Ihnen sprechen!“

„Gut, mein lieber Merbeth, ich danke Ihnen. Ich glaube es selbst. . . Sie können das Buch da in den Kamin werfen, ich will es nie wieder rezitieren!"

Er überreichte ihm die „Elexiere des Teufels".

Merbeth, an solche Künstlerlaunen gewöhnt, schleuderte das schwarze Büchlein ins Feuer.

„Rauchen Sie eine von meinen schweren Cigarren, ich mag diesen Totenduft heute nicht leiden!"

Er reichte ihm seinen Cigarrenbeutel und lief in Gedanken auf und nieder.

„Merbeth, einen Gefallen tun Sie mir noch," sagte er, als der feine Duft durchs Zimmer flutete. „Fragen Sie doch mal bei der Kartenverwaltung, wer die Dame auf Nr. 13 war!"

Der Impresario kam bald zurück und erstattete Bericht:

„Platz Nr. 13 war auf den Namen der Gräfin Euphemia von Carra-Bivia geschrieben. Aber Hofbuchhändler Philipp, der die Subscriptionslisten einsah, verriet mir, daß die Dame äußerst abergläubisch sei und wegen der Nummer 13 auf ihren Platz verzichtet habe und heute Nachmittag mit dem 4 Uhrzuge nach Montmorency abgereist sei."

„Mit dem 4 Uhrzuge? Das könnte stimmen! Das war doch ungefähr die Zeit, als wir auf dem Bahnhofe ankamen?!"

„Jawohl, Herr Professor. Kennen Sie die Gräfin?"

Till Rauch blieb einen Augenblick vor dem Spiegel stehen und sah sich selbst prüfend in die Augen.

„Ja, jawohl," antwortete er nach einer Pause zer-

streut, „ich kenne sie. Mir flog bloß eben durch Hoffmanns Gräfin Euphemia die Erinnerung an diese Frau durch den Sinn."

„Sie sprachen aber davon, daß die Dame auf ihrem Platze gesessen habe!?"

„Es ist wohl nichts weiter gewesen, als ein Gebilde meiner Phantasie, das die Hoffmannsche Darstellung aus mir herausverlegt hat und mir in Wirklichkeit entgegentreten ließ. Das kommt bei empfindsamen Naturen zuweilen vor. Denken Sie an Macbeths Wahnbilder!"

Wieder lief er auf und nieder. Dann blieb er stehen. In seine Wangen war das Blut wieder zurückgekehrt.

„Sie grübeln über etwas nach, Merbeth, das Sie nicht verstehen. Lassen Sie das! Es führt bloß zu noch unerklärlicheren Erscheinungen. — — Ich glaube, ich habe meinen Zuhörern einen furchtbaren Schauer über die Seele gehaucht. Ich will versuchen, die Spuren durch den feinen Situationshumor unsrer Modernen wieder zu verwischen!" —

Und selbstbewußt trat er durch die Türe, die ihm Merbeth öffnete, wieder in den Saal.

Capitano mysterioso.

Ich weiß heute noch nicht, was an der Sache Wahrheit, was Illusion ist. Es war im sonnigen Italien — in Neapoli. Dem glutigheißen Tage folgte eine schwüle Nacht. Ich war mit einbrechender Dämmerung in eine Osteria gegangen und hatte eine Bottiglia jenes schweren südländischen Weines getrunken, der einen Deutschen nicht so leicht wieder los läßt. Um mir den Kopf wieder zu klären, verließ ich das Gewirre der engen Straßen und wanderte einige Tausend Schritte hinaus, um am Fuße des Monte Posilipo unter einer Palme die Nacht heranzuträumen. Ich streckte mich an die Erde nieder. Die Rauchpinie des Vesuv verschwamm mit der Dunkelheit in einförmiges Grau. Hinter den Hütten von Fuorigrotta ragte der Mastenwald unzähliger Schiffe starr gegen den Nachthimmel auf. Ein leiser Abendwind strich durch die Wipfel der Pinien. Weit und breit herrschte erhabene Ruhe, nur eine Mandoline ließ ferne ihr liebegirrendes Pizzicato ertönen.

Plötzlich vernahm ich in unmittelbarer Nähe Schritte. Ein kleiner Herr kam direkt auf meine Lagerstätte zu. Ich erkannte auf den ersten Blick an seiner Kleidung, daß er zur Klasse der anständigen Bürgersleute von Neapoli gehörte. Er hielt den Kopf zu Boden gesenkt, sodaß ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Mit den Armen

gestikulierte er heftig und schien dadurch ein Selbstgespräch auch äußerlich beleben zu wollen.

„Vermutlich auch einer, der seinen Abendtrunk verdauen will," dachte ich bei mir.

Offenbar hatte der Fremde zu dieser Stunde niemand hier vermutet, denn als er meiner ansichtig wurde, blieb er sichtlich erschrocken stehen. „Verzeiht, wenn ich Euch gestört habe," entschuldigte er sich höflich.

„Eher könnte ich wohl annehmen, daß Euch mein Anblick gestört hat," entgegnete ich. „Ihr schienet gerade in wichtiger Angelegenheit mit Euch Rat zu halten."

„Testa di Bacco!" rief der Fremde erschreckt aus. „Ihr habt mich belauscht?"

„Ohne Absicht," erwiderte ich. „Übrigens könnt Ihr Euch beruhigen, ich habe fast nichts verstanden."

„Fast nichts — aber doch etwas! Was habt Ihr verstanden? Cospetta di Nettuno! Das müßt Ihr mir sagen!"

„Ihr spracht davon, daß ein Schiff in den Grund gebohrt werden müsse, noch in dieser Nacht."

Der Kleine war augenscheinlich noch mehr erschrocken, erwiderte aber mit erzwungen ruhiger Stimme: „Ihr seid ein Deutscher, nicht?"

„Es ist so."

„Man rühmt Euch Deutschen Mut und Verschwiegenheit nach; tut man das mit Recht?"

„Erprobt es, wenn Ihr an diesen Tugenden zweifelt!"

„Gut, Ihr wünscht es selbst! Die Gelegenheit ist

vorhanden, und es handelt sich nicht um ein Gaunerstück, sondern um eine edle Tat."

„Das setze ich voraus," erwiderte ich, gespannt, was der seltsame Abendfalter vorhabe.

„So darf ich auf Euch rechnen?"

„Unter diesen Voraussetzungen werde ich Euch meine Hilfe nicht versagen."

„So kommt in einer halben Stunde zu mir: Strado Veronella 37," sagte der Geheimnisvolle und wollte sich entfernen.

„Warum gehen wir nicht zusammen?" fragte ich verwundert.

„Man darf uns nicht zusammensehen, addio, haltet Wort! Strada Veronella 37." Damit eilte er den Strand entlang.

Mir kam das Ansinnen des Fremden sehr sonderbar vor, doch ich konnte es nicht über meine Neugierde gewinnen, das Versprechen fallen zu lassen. Ich erhob mich also und machte mich auf den Weg nach der Strado Veronella.

Strada Veronella. Wo sollte die sein?

Ich kannte jedes Winkelchen von Neapel, aber eine Strada Veronella war mir unbekannt. Höchst sonderbar! Jetzt erst fiel mir ein, daß mir der Fremde ja gar keinen Namen angegeben hatte.

In Gedanken versunken, hatte ich keine Acht auf die Straßen, die ich rechts und links — der Willkür meiner Beine überlassen — durchwandert hatte. Als ich aufblickte, befand ich mich in einem völlig fremden Viertel der schönen Vesuvstadt.

Ich lief ein Stück wieder zurück und ließ meinen Blick an der Häuserfront entlang gleiten.

Siehe da! — Strada Veronella! — Von dem alten Holzschilde hob sich der Name im Mondschein noch deutlich leserlich ab.

Ich suchte die Front wieder ab und richtig, fast am Ende der schmalen Straße fand ich Nr. 37, das Haus meiner Abendbekanntschaft. Es sah wenig einladend aus. In sich gesunken, mit schmaler Front, glich es seinem Besitzer. Ich trat ein und tappte mich eine knarrende Stiege empor, bis ich eine Türe fand. Ich klopfte an.

„Wer ist draußen?" fragte von innen eine Stimme, an der ich sofort meinen seltsamen Abendwandler wieder erkannte.

„Der Deutsche vom Monte Posilipo!" gab ich zur Antwort.

Da knirschte der Schlüssel und die Tür wurde geöffnet.

„Tretet ein!" sagte der Besitzer. „Ihr Deutschen seid zuverlässig und pünktlich."

Ich trat in ein kleines Gemach, in dem nicht gerade musterhafte Ordnung herrschte. Ein alter Schrank, dem die halbe Tür fehlte, barg in buntem Durcheinander Kleidungsstücke, Bücher und Kästen. Zwei alte Feuerstein-Pistolen hingen an der Wand. Auf dem Tische lagen eine Anzahl geleerter Austernschalen. Ein umgestürzter Schemel verhinderte die freie Bewegung in dem übrigen Teil des kleinen Raumes.

„Sucht Euch ein Plätzchen! Hier am Fenster sitzt sich's gut," sagte mein Gastgeber.

Er kramte aus dem Schranke eine Flasche hervor, entkorkte sie und schenkte zwei Gläser voll. „Auf mein geliebtes Neapel, das der Himmel ewig erhalten möge!" brachte er aus.

Wir tranken, er füllte von neuem ein. Dann begann er: „Nun zur Sache! Wer ich bin, kann Euch gleichgültig sein. Ihr liebt mein Vaterland wie ich, und sollt ihm einen großen Dienst erweisen."

Dabei stieß er das Fenster auf, an welchem ich Platz genommen hatte. Mir bot sich ein herrlicher Blick auf den Porto Grande. Die gewaltigen Schiffsrümpfe hoben sich majestätisch gegen den Nachthimmel ab, und die Mondstrahlen tanzten auf den eingerollten Segeln.

„Sucht in diesem Walde den höchsten Mast! Habt Ihr ihn?"

„Ich glaube, ja!"

„Woran ist er kenntlich?"

„Eine grüne Laterne schwankt auf seiner Spitze."

„Richtig! Dieses Schiff gehört mir. Ich bin sein Eigentümer seit fünfundzwanzig Jahren. Aber noch in dieser Nacht muß ich es dem Elemente geben, gegen das es sich so oft siegreich verteidigt hat. Ihr versteht mich?"

„Nicht so ganz," entgegnete ich. „Wollt Ihr das Schiff in den Grund bohren?"

„Ja!" gab er zur Antwort, düster vor sich hinblickend. „Und Ihr sollt mir dabei helfen."

„Nimmermehr!" erwiderte ich bestimmt.

„Denkt an Euer Versprechen!" sagte er drohend,

setzte aber, sich besinnend, hinzu: „Ja so, ich bin Euch ja noch eine Aufklärung schuldig. Also hört: Auf jenem Schiffe liegt ein Toter. Es ist einer meiner Matrosen. Er ist an Cholera gestorben. Es weiß kein Mensch darum außer Euch und mir. Die übrige Mannschaft habe ich sofort entlassen und somit den Kranken isoliert. Heute nachmittag ist er gestorben. Aber seine Kajüte, am Ende das ganze Schiff, ist mit den Keimen dieser furchtbaren Seuche erfüllt, und wehe meinem schönen Vaterlande, wenn dieser tückische Feind hier wieder seine Ernte hält, wie vor zehn Jahren, 1884. — Seht Ihr, deshalb muß das Schiff in den Grund, noch ehe der Morgen dämmert. Es könnte leicht zu spät werden. Seid Ihr nun zur Beihilfe bereit?“

Statt einer bestimmten Antwort warf ich ein: „Aber wir zwei — was soll aus uns werden?“

„Ich werde morgen nicht mehr sein! Und Ihr werdet Euch diesen Schwamm vor den Mund halten. Somit seid Ihr gegen das Gift gefeit und könnt ohne Sorge sein!“ Dabei zog er ein Fläschchen aus der Tasche, tränkte einen Schwamm mit dem Inhalte desselben und reichte mir beides. „Habt Ihr noch ein Bedenken?“

Ich weiß heute nicht mehr, welcher magischen Gewalt ich meine Bereitwilligkeit in einer so unsicheren und abenteuerlichen Angelegenheit zuschreiben soll. Ich war fast gerührt von diesem Grade edler Vaterlandsliebe, die das eigene Gut und Leben mutig dem Untergange weiht, und erwiderte ohne Bedenken: „Ich helfe Euch!“

„So macht Euch bereit!“ forderte der Capitano auf.

Wir tranken unsern Rest aus und stolperten die Stiege hinab.

Schweigend führte er mich durch unbekannte Straßen nach dem Kai hinab, wo er eines der breiten Boote vom Ringe löste und mich einsteigen hieß.

Ich ergriff die Ruder, und er lenkte das Fahrzeug geschickt durch das finstere Labyrinth der Schiffe, bis die grüne Laterne direkt über unserem Haupte schwankte. Wir stiegen das Fallreep hinauf und schwangen uns über die Reling. Totenstille herrschte. Öde und verlassen starrten uns die mächtigen Ankerwinden auf dem Oberdeck an. Ich drückte den Schwamm gegen meine Lippen, und wir stiegen hinab bis zum untersten Raume. Dumpf schallten die Beilhiebe, und schreiend klang das Gekreische der Säge dazwischen, bis endlich durch den Wasserdruck von unten eine Bohle gehoben wurde und die wilde Flut rauschend in die Kajüte eindrang.

„Unsere Arbeit ist getan, das übrige besorgt ein anderer," sagte der Capitano und drückte mir wehmütig die Hand. Wir stiegen nach oben. Vergebens bemühte ich mich, ihn zu überreden, das sinkende Schiff mit mir wieder zu verlassen. Er war nicht dazu zu bewegen.

„Mein Platz ist hier!" antwortete er und entließ mich. Ich ruderte, so schnell ich konnte, dem Kai wieder zu, mich von Zeit zu Zeit umblickend. Als ich anlegte, sah ich, wie die grüne Laterne nicht mehr stolz über allen Masten thronte, sondern schon bedeutend tiefer stand. Eine grausige Angst erfaßte mich. Wie wahnsinnig lief ich im Dunkel der Maronenbüsche dahin und warf mich schließlich — von Angstschweiß bedeckt — mit wirren

Sinnen unter einer Palme nieder. Die grüne Laterne sank tiefer und tiefer. Nur ein Drittel des mächtigen Schiffsrumpfes ragte noch aus dem Meere auf. Ich glaubte, die Gestalt des kleinen Capitano an der Reling zu erkennen.

Da — als ich in meinem Grausen wieder hinblickte — zerplatzte das ganze Gebilde wie eine Seifenblase. Die ersten Sonnenstrahlen blitzten über den Monte Cerreto, und ein leichter Seewind trieb mir zu Füßen die Wellen am Ufersaume empor. Eine Flasche schaukelte im Gischte auf und nieder. Ich griff zu und zog sie heraus. Ein zusammengerolltes Blatt Papier lag darin.

„Eine Flaschenpost!" sagte ich mir. „Was mag sie enthalten?" Ich zerschlug die gläserne Hülle am nächsten Steine und entnahm ihr das Schriftstück. Es trug nur einige Worte kalabresischen Dialektes. Die lauteten:

„Gott erhalte mein geliebtes Neapel!

Am 6. Juni 1894."

Der begonnene Tag war der 7. Juni. Also gestern erst war die Flaschenpost dem Meere übergeben worden. Und das waren fast dieselben Worte, mit denen der Capitano von der Strada Veronella in dieser Nacht sein Glas ausgebracht hatte.

Verstört rieb ich mir die Stirne. War das Wahrheit oder Illusion, was ich diese Nacht erlebt hatte?!

Um mir Klarheit zu verschaffen, ging ich — es war mittlerweile heller Tag geworden — nach der Stadt zurück. Ich fragte wohl zehnmal nach der Strada Veronella. Niemand konnte mir Auskunft geben, und ich selbst vermochte sie nicht zu finden, bis mir schließlich ein

alter Marinari auseinandersetzte, daß es bis vor zirka zehn Jahren eine Straße dieses Namens gegeben habe, die aber bald nach der schrecklichen Choleraseuche niedergerissen worden sei, und längst einem neuen Stadtteile mit Villen und blühenden Gärten habe weichen müssen.

Ich weiß heute noch nicht, was an der Sache Wahrheit, was Illusion ist.

Rat Berndts Todestag.

Da war nun wieder das liebe Frühjahr ins Land gegangen. Wie so oft in dieser schönen Zeit, saß ich auch heute wieder auf der Veranda meiner Villa und träumte vor mich hin. Heute wurden mir die Bilder der Erinnerung besonders lebendig, denn mitten in ihnen stand Rat Berndt.

„Gedenke meiner!" Diese schlichten Worte standen auf seinem Grabsteine, den er sich schon bei Lebzeiten hatte fertigen lassen. Ich wußte es stets, daß dieses Memento nur für mich Geltung haben sollte, denn ich war der einzige Mensch gewesen, dem sich dieses wunderliche Männlein erschlossen hatte, und es war mir immer, als ob ihn eine eifersüchtige Regung dazu gedrängt hätte, mich auch über das Grab hinaus beständig zur Erinnerung zu zwingen.

Es wäre nicht notwendig gewesen, denn er fehlte mir. Fehlte mir täglich, obgleich er nun schon acht Jahre schlummerte. Besonders in meinen Dämmerstunden, wenn die große Stadt mir zu Füßen sich zur Ruhe rüstete, fehlte er mir. Aber heute —! Das war sonderbar! Als ob ich ihn zu erwarten hätte, ließ ich — einem dunklen Drange folgend — meine Augen die aufsteigende Platanenallee entlanggehen, und jeden Augenblick glaubte ich, Rat Berndt aus dem Schatten

der Bäume auf mein Landhaus zutrippeln zu sehen mit den kurzen Kinderschrittchen, den Kopf bald zu Boden senkend, bald emporhebend, den viel zu langen Spazierstock hinter sich herschleifend.

Und wahrhaftig! Kam er dort nicht langsam auf mein Haus zu? Unsinn! Dämmerspiel! — Aber nein! Wie ein Schemen glitt es über die weißglänzende Straße näher heran. Ja, das war seine Gestalt, seine Art, sich zu bewegen. Als die Gestalt näher kam, erkannte ich plötzlich ein Weib mit einem Pack Wäsche auf dem Rücken. — Ich lächelte über meine Torheit.

Freilich, etwas Mystisches hatte Rat Berndt stets an sich gehabt, Grillen, Junggesellenmucken vielleicht. Seine Vermögensverhältnisse und seine berufslose, unabhängige Stellung erlaubten ihm das. Sein Haus durfte niemand betreten, selbst ich nicht. Vielleicht hatte er irgend welche Geheimnisse.

Meine Gedanken blieben an dieser Vermutung hängen und spannen weiter. Spiritist war ja Rat Berndt gewesen. Wollte er sich manifestieren? Und wann? In seinem Leben hatte die „Acht" immer eine große Rolle gespielt, wie er mir einst mitgeteilt hatte. Er hielt auf diese Zahl besonders viel, denn sie war ihm in ihrer doppelten, in sich selbst zurücklaufenden Schleife das Symbol zweier zusammengehöriger Welten: das Sinnbild für Diesseits und Jenseits.

Da fiel mir eben ein: heute waren es ja gerade acht Jahre, daß man ihn tot auf der Steinbank vor seinem Hause gefunden hatte. Im selben Augenblicke, da mir der Gedanke durch das Hirn fuhr, schlug

mir jemand leicht von hinten auf die Schulter, gerade, wie es Rat Berndt bei Lebzeiten immer tat, wenn er unbemerkt hinter mir auf die Veranda getreten war. Erschreckt zusammenfahrend, sprang ich auf. Allmächtiger! Da stand er hinter mir, regungslos, den Kopf leicht gehoben. Ich konnte mich vor Entsetzen nicht rühren und verharrte einige Augenblicke wie gelähmt. Dann, meine Energie zusammennehmend, tat ich einen Schritt nach vorn und gewahrte zu meiner erlösenden Genugtuung, daß das Phantom mein eigener Schattenriß war, den eine entfernte Straßenlaterne undeutlich gegen die Wand warf.

Immerhin, mir war ein seltsamer Schauer über die Seele gelaufen und zitterte darin nach. Mit hastigen Fingern entzündete ich ein Feuerhölzchen und brannte den großen Kronleuchter in meinem Zimmer an. — Licht und ein freundlicher Raum verscheuchen die Gespenstergedanken, das spürte auch ich bald. Nach einigen Augenblicken mußte ich über meine Torheit lachen und dachte daran, den Todestag meines guten Rat Berndt in althergebrachter Weise zu feiern.

Ich entkorkte eine Flasche des besten Weines, den er aus meinem Vorrat immer besonders geschätzt hatte. Und um die Erinnerungen an die heiteren Stunden, die wir hier an diesem Tische oft verlebt hatten, recht plastisch werden zu lassen, füllte ich ein zweites Glas und stellte es auf den Platz, den Rat Berndt immer bei mir eingenommen hatte. Auch legte ich ein Gedeck für ihn auf und schlug in meinem Freundschaftsbuche die Zeilen

auf, die er mir kurz vor seinem Tode hineingekritzelt hatte. Sie lauteten:

„Wie kann nur Freude dieses Leben würzen,
das doch ein jeder Augenblick bedroht?!
Ein jeder Schritt ist ein gehemmtes Stürzen!
Ein jeder Atemzug der aufgeschobene Tod!"

Ich wußte, er hatte diese Zeilen selbst verfaßt und ich hatte schon oft darüber nachgedacht, ob sie im letzten Grunde das Bekenntnis seiner Lebensanschauung dokumentieren wollten oder nicht. Auch heute kam ich nicht recht ins Klare, und ohne weiter darüber nachzugrübeln, faßte ich mein Glas, ließ es an das seine klingen und flüsterte „Deinem Andenken, lieber Freund!"

Ich trank einen kräftigen Schluck und setzte meinen Römer wieder nieder. Dabei fiel mein Blick zufällig auf sein Glas. Ich strich mir die Stirn und rieb die Augen. Hatte ich das Glas nicht vor 3 Minuten vollgeschenkt? Es fehlte doch plötzlich ein kräftiger Zug an dem Weine!

Potztausend! Ich hatte es nicht berührt, das wußte ich genau, und von meiner Dienerschaft war niemand im Zimmer gewesen. Außerdem hatte ich doch soeben noch mit eigenen Augen gesehen, daß das Glas, bis zum Rande gefüllt, auf dem weißen Tafeltuche gestanden hatte. Und jetzt — ja wahrhaftig — hier zeigte das Tischtuch deutlich einen kleinen Weinfleck, wie er entsteht, wenn jemand getrunken hat und ein Tröpfchen an Glasrande hängen geblieben ist. Deutlich sah ich, daß eine Perle des Traubensaftes am Glase herabgelaufen war.

Jetzt fiel mir auf, daß auch das Obstmesser eine andere Lage hatte als kurz vorher. Es lag — wie künstlich in diese Balance gebracht — auf der hohen Kante, eine Spielerei, wie sie Rat Berndt immer trieb, ehe er an das Nachtmahl ging.

Mir begann im Kopfe zu drehen!

Ich klingelte meinen Diener Ernst herbei.

Er kam ziemlich bleich und aufgeregt hereingestürzt.

„Ist jemand hier gewesen?"

Er sah mich eine Weile an.

„Nein!" sagte er dann zögernd.

„Nicht?" fragte ich nochmals und sah ihm dabei fest ins Gesicht.

„Nein — das heißt — Verzeihung, — wohl nicht!"

„W o h l nicht? Was soll das „wohl", Ernst, reden Sie! Warum stehen Sie so bleich und erregt?"

„Ich habe ... nein, es ist nichts, s'ist zu dumm ..." stotterte er.

„Na aber Ernst, was gibt's denn! Reden Sie doch!"

„Ich hatte so eine eigentümliche Erscheinung," stammelte Ernst.

„Wann?" forschte ich.

„Eben jetzt, ehe Sie nach mir klingelten! Und nun verwirrte mich Ihre Frage ganz und gar. Sie schien sich mit meinen Gedanken zu begegnen."

„Erscheinung? sagen Sie. Erklären Sie mir!"

„Ja, es war mir, als hörte ich leise Tritte in knarrenden Stiefeln über den Korridorläufer schlürfen, gerade wie dann, wenn früher Rat Berndt immer von Ihnen ging. Und als ich hinausblickte, sah ich so etwas wie

einen Schemen die Treppe hinabhuschen — aber es war natürlich Täuschung, denn die Tür ist seit 6 Uhr verschlossen, ich habe das selbst besorgt und den Schlüssel trage ich bei mir."

Ich muß gestehen, daß mir bei diesen Angaben ganz eigentümlich zu Mute ward.

„Es ist gut, Sie können gehen!"

Ich erhob mich und lief im Zimmer auf und nieder. Dabei hatte ich beständig die unklare Empfindung, als ob außer mir noch jemand im Zimmer sei. Bei jeder Wendung glaubte ich, das Gesicht Rat Berndts mir über die Achsel blicken zu sehen. Nie seit seinem Tode hatten mir diese lieben Gesichtszüge mit solcher Plastik vorgeschwebt. Aus dem Tapetenmuster heraus schien seine Gestalt auf mich zutreten zu wollen, in die Stickereien der Portieren glaubte ich seine Gesichtszüge eingewoben, und die Orchideenblüten im Gewebe des Teppichs schienen sich mir wie die schmalen, weißen Finger seiner Hände zum Gruße entgegenzustrecken.

Um mich von diesem unangenehmen Alp zu befreien, beschloß ich, den Abend in unserem Clubhause zu verbringen.

Ich zog den Ueberzieher an und verließ das Haus. Draußen war der Abend völlig herabgesunken und hatte ziemlich trüben Nebeldunst mitgebracht. Das Licht der Laternen schwamm darin wie in weiten Fernen, und die Menschen mit ihren emporgeschlagenen Rockkragen nahmen sich in diesem Riesenaquarium wie durcheinanderhastende Wassertiere aus.

Ich beflügelte meine Schritte, denn es trieb mich, in Gesellschaft fröhlicher Menschen zu sein.

Mein Weg führte mich an dem ehemaligen Wohnhaus Rat Berndts vorbei. Dort lag es, still und sinnend wie seit Jahren. Ich zwang mich, vorüberzugehen, ohne einen Blick darnach zu werfen, denn ein eigentümlich bestimmtes Gefühl sagte mir, daß mich irgend ein neues mystisches Abenteuer erwarte.

Ich war eben im Begriffe, am Torgarten vorüberzuschreiten, als ich eine Stimme an meiner Seite vernahm. Ich sah, wie sich von innen eine Hand durch die Stäbe des Gitters zwängte, eine schmale, weiße Hand, eine Kinderhand wie die Rat Berndts.

Diese Hand hielt mir einen Brief entgegen.

„Bitte!"

Mechanisch griff ich zu, und ohne hinzuschauen lief ich — so schnell ich konnte — die einsame Straße hinab, Angstschweiß auf der Stirn, eisiges Grausen im Nacken. Ich wagte keinen Blick auf das Papier zu werfen, schob es in die Tasche und setzte meinen Weg fort. Dabei war es mir manchmal, als ob dicht vor mir her im Nebel die Gestalt Rat Berndts einhertrippelte, doch wenn ich näher zusah, war es eine Marktköke oder sonst irgend ein gleichgültiger Mensch.

Endlich stand ich vor unserem Clubhause.

Gott sei Dank! Die Gesellschaft schien ziemlich vollzählig anwesend zu sein, denn auch in den Nebensälen waren die Kronleuchter angezündet.

„Licht! Menschen!" triumphierte ich vor mich hin

und holte einigemale tief Atem, um die Spuren der seelischen Erregung vor meinem Eintreten zu vertilgen.

Als ich den Saal betrat, war die Lustbarkeit im schönsten Gange.

Ich hatte eben in der Garderobe Hut und Überzieher abgelegt, da trat Charles Muen auf mich zu. Es war seit Jahren das erstemal, daß ich ihn wiedersah.

„Jules! Potztausend, was bist du erhitzt!" rief er mir entgegen und schüttelte mir herzlich die Hand.

„Ich bin ziemlich scharf gelaufen," sagte ich möglichst obenhin.

„Das war nicht notwendig," sagte er lächelnd. „Habe ich solange meinen Auftrag verbummelt, so hatte es die paar Minuten auch noch Zeit."

„Welchen Auftrag?" fragte ich erstaunt.

„Hm!" meinte er. „Es ist eine eigentümliche Geschichte, eigentlich etwas gruselig, doch du liebst ja solche Sachen!"

„Laß das heute abend!" sagte ich ziemlich kurz.

„Nein, nein!" protestierte er, „diese Angelegenheit muß endlich zur Erledigung kommen. Also laß dir in kurzem erzählen: Gestern abend waren es acht Jahre her, daß ich mit Rat Berndt ...."

„Willst du mich verrückt machen?!" schrie ich und wurde aschfahl. — — —

Verfolgte mich denn das Gespenst meines besten und ehrlichsten Freundes bis in die Gesellschaftsgemächer dieses Clubhauses?

„Du bist nervös, mein Lieber! So nimm wenigstens

einstweilen dieses hier an dich! Und dann wollen wir uns hinter eine Langhalsige setzen!"

Dabei schob er mir etwas in die Tasche. Ich zog es wieder hervor. Ein Briefkuvert. Darin irgend eine gleichgültige Geschäftsreklame. Ich war so erregt, daß ich nicht weiter darauf achtete.

Charles hatte mich schon unter dem Arme gefaßt und zog mich in eine mollige Nische. Mir war ein ordentliches Gelage gerade recht, denn ein guter Tropfen hatte mir noch stets die Seele wieder ins Gleichgewicht gebracht.

Wir tranken einige schwere Weine und unterhielten uns köstlich. Charles hatte nahezu acht Jahre als Ingenieur in der Schweiz verbracht und die Arbeiten am Simplontunnel geleitet und wußte allerhand Interessantes zu berichten.

Ich hatte meine sämtlichen Sinnestäuschungen und meine selbst suggerierte Gespensterfurcht vergessen, und als wir spät nach Mitternacht bemerkten, daß wir die einzigen Gäste waren und uns endlich zum Heimgehen rüsteten, bat ich den lieben Freund, auf einige Tage mein Gast zu sein.

Er nahm an und wir schlenderten in heiterster Stimmung Arm in Arm nach meinem Landhaus, wo wir uns nach einem letzten Händedruck niederlegten.

Am anderen Morgen fanden wir uns ziemlich spät am Kaffeetisch wieder zusammen. Charles war in bester Laune, während mir die Nachwirkungen unseres nächtlichen Weingelages ziemlich zu schaffen machten und mir

die Erinnerungen an den vergangenen Tag fast verlöscht hatten.

Ich schlürfte mit Behagen den braunen Trank, als das Zimmermädchen eintrat und mir einen Brief auf den Tisch legte.

Herr meines Lebens! Den Schreck werde ich nie vergessen! Ein Blick überzeugte mich, daß die Aufschrift von Rat Berndt stammte. Das Papier war vergilbt, als hätte es jahrelang in der Gruft gelegen.

„Woher kommt der Brief?" fragte ich Elly völlig apathisch.

„Ich fand ihn in der Rocktasche Ihres Smoking, Herr!"

„Es ist richtig, gehen Sie!"

Mir sanken die Arme wie gelähmt an der Seite herab. Ich sah ganz hilflos auf Charles, als könnte der mir Erlösung aus diesem Zustande schaffen. Der saß mir gegenüber und sah mich verwundert an.

„Charles," sagte ich, „Charles, kennst du diese Schrift?"

„Aber natürlich, Jules, sie stammt aus der Feder unseres guten Rat. Was kommt dir dabei so schreckhaft vor?"

„Diesen Brief hat er mir selbst gegeben!"

„Wann?"

„Gestern Abend, als ich an seinem Hause vorüberging!"

„Unsinn! Überlege doch, ich schob ihn dir gestern Abend bei unserem Wiedersehen in die Tasche!"

„Du —? Laß das, mir ist nicht wie Scherzen zu Mute!"

„Aber lieber Freund, so besinne dich doch! Du zogst unmittelbar hinterher irgend eine Geschäftsreklame aus derselben Tasche und wolltest von meiner Erklärung nichts hören, denn als der Name Berndt fiel, wurdest du ja wie toll, sodaß ich annahm, irgend eine unangenehme Erinnerung . . . ."

„Von dir stammt dieser Brief? Nein, nein, es ist nicht möglich. Wie kommst du dazu? Es ist ja Zug um Zug seine Handschrift!"

„Sieh Jules, das wollte ich dir eben gestern abend erklären. Ich bin schuld, daß das Schriftstück so spät in deine Hände kommt. Vor cirka acht Jahren war ich mit unserem Freunde Rat Berndt im Archivzimmer unsres Clubhauses zusammen. Wir hatten gezecht und waren in fröhlichster Stimmung. Plötzlich wurde er ernst, ließ sich Bogen und Papier geben und schrieb diesen Brief, den er an dich adressierte. Dann übergab er ihn mir mit dem Auftrage, ihn dir am nächsten Tage auszuhändigen, er könnte es selbst nicht tun, setzte er mit eigentümlicher Stimme hinzu.

Ich glaubte, es wäre eine seiner Grillen und versprach es ihm.

Am nächsten Tage mußte ich indeß meine Reise nach Europa antreten, vergaß darüber den Brief und so geriet er mit anderen Papieren auf den Boden meines Koffers und blieb in Vergessenheit liegen, bis — nun bis ich wieder packte, um die Rückreise anzutreten. Da erfuhr ich denn nun gestern Abend, daß Rat Berndt in

derselben Nacht noch gestorben sei und dachte an seinen Auftrag und schob dir — einstweilen ohne Erklärung — seinen Brief in die Tasche."

Ich hörte aufatmend diesen Bericht.

„Ich glaubte, du habest mir die Geschäftsreklame zugesteckt," sagte ich und erzählte, wie ich kurz vorher auf sonderbare Weise am Hause Berndts auch einen Brief erhalten hätte.

„Dieser Brief wird die Geschäftsreklame gewesen sein!" meinte er. „Ich verstehe recht gut, wie du in deiner Erregung auf diese Ideenverbindung gekommen bist."

„Aber der fehlende Schluck Wein!" sprach ich skeptisch und berichtete ihm mein und meines Dieners gestriges Erlebnis.

„Lieber Jules," sagte Charles darauf, „Du sowie dein Diener habt Rat Berndt genau gekannt und habt ihn geschätzt und geliebt. Was Wunder, daß eure Gedanken an seinem Todestage ganz von der Erinnerung an ihn dirigiert worden sind, und sieh!, das ist der brutale Zwang, den unsere Phantasie in solchen Fällen stets auf uns ausübt! Sie verlegt unsere Phantome nach außen und macht uns glauben, die Wirklichkeit sei die Ursache unsrer Gesichte, während das Umgekehrte der Fall ist. So ist es nur zu leicht erklärlich, daß du gestern Abend in Gedanken an den Toten das Glas nicht bis zum Rande gefüllt hattest und daß dein Diener Ernst im Schritt der Köchin den schleichenden Gang Rat Berndts wieder zu hören glaubte."

Der gute Charles! Er wußte mir mit seiner Welt-

erfahrenheit alle Bedenken zu verscheuchen. Schließlich nahm ich ohne Zittern Rat Berndts letzte Zeilen an mich, öffnete das Couvert und las:

Mein lieber Jules!

Plötzlich kommt die Erkenntnis über mich, daß mein Erdenlauf mit dieser Nacht endet. Und diese Erkenntnis trügt mich nicht. Da ich Dir die liebe, treue Hand nicht nochmals schütteln kann, so soll dies mein herzlichster Abschiedsgruß an Dich sein, Du lieber Mensch, der mir Einsamem mehr war, als er sich selber sein konnte. —

Ich übergebe diese letzten Zeilen unserem Freunde Charles. Er soll sie Dir morgen aushändigen. Indessen, ich glaube, aus dem „Morgen" können Jahre werden, denn Charles nimmt mich nicht ernst. Auch hat er mir erzählt, daß er in nächster Zeit nach Europa reist, und bei seinem lebhaften Naturell, das die Gedanken wie Sandkörner bei der Meeresbrandung durcheinanderwirft, ist es leicht möglich, daß die Erinnerung an mein Schreiben auf einige Zeit nach unten zu liegen kommt.

Wenn meine Zeilen aber in Deine Hände gelangen, so verweile in der Erinnerung einige Minuten mit dem Gedenken an schöne Jahre der Freundschaft

bei Deinem alten

Rat Berndt.

Das Haus im Karst.

Der Allmächtige läßt uns Menschen einander dann und wann Ueberraschungen bereiten, die ans Gespensterhafte grenzen.

Wir waren als Spähtrupp gegen den Italiener geschickt und hatten im Eifer, recht erschöpfende Nachrichten heimzubringen, jede Orientierung im Gelände verloren. Der Karst bietet mit seinen Schluchten und untereinander unterschiedslosen Landschaftsbildern ohnehin ein schwieriges Gelände für solche Unternehmungen!

„Verdammt!" fluchte unser Leutnant und sah sich kopfschüttelnd um.

Wir waren sieben Mann, lauter verwegene, kühne Gesellen.

Ich entsann mich, daß vor wenigen Tagen eine Abteilung, die sich vermutlich auch verirrt hatte, nicht zurückgekehrt war. Vom Feinde abgefangen oder erschossen! Das konnte auch unser Schicksal werden, wenn wir nicht bald zurückfanden.

Der Nachmittag fing an, in den Abend hinüberzudämmern. In dem dürftigen Buschwerk hockten schon Schatten und reckten ihre Koboldsleiber zu allerhand spukhaften Ungestalten.

Ich mußte plötzlich an eine Wanderung denken, die ich als Student einmal mit meinem Freunde Till Rauch

von Triest aus unternommen und die uns ebenfalls in die Irre geführt hatte. Wir hatten seit siebzehn Jahren die Fühlung verloren, aber jetzt stand er plötzlich wieder vor mir, so deutlich, daß ich seine Umrisse vor mir in der Dämmerung zu erkennen glaubte.

In meine wachen Träume fiel plötzlich ein Schuß.

Unser Leutnant schnellte mit erhobenen Händen empor, machte einen Luftsprung und pfiff leise den letzten Atemzug durch die Zähne.

Wir schmiegten uns an den Boden und spähten nach dem Feinde, erhielten aber gleichzeitig so lebhaftes Feuer, daß wir die Köpfe wieder einzogen.

Ich hatte in dem kurzen Augenblick des Aufspähens ganz in der Nähe eine Kalkkuhle entdeckt, die mir groß genug schien, uns aufzunehmen und Schutz zu bieten. Wir wälzten uns nach der Richtung und glitten über die Böschung hinab.

Dem Feinde war dies nicht entgangen, er richtete sein Feuer auf das neue Ziel. Wir konnten ihm von hier aber wenigstens heimzahlen, obgleich der Kampf hoffnungslos war, denn es war eine starke Abteilung, der wir in die Hände gelaufen waren.

„Wir sind noch sechs!" sagte Unteroffizier Waahl.

„Fünf!" röchelte Herbrich und rollte an den Boden.

Wir schossen kaltblütig.

Ein paar der Italiener hatten eine verdeckte Anhöhe erklettert und feuerten nun auch von der Flanke her auf uns.

„Vier! — Drei!" zählte der Gefreite Liebig, stieß

fast gleichzeitig einen Strom hellen Blutes aus dem Munde und drückte mir die Hand.

Wieder rauschte eine Doppelsalve auf uns nieder.

„Einer!" stöhnte ich in verbissener Wut und schob den zuckenden Körper Gillmanns, der mir vor das stützende Knie rollte, sanft beiseite.

Ich gab noch einige Schuß ab, dann fuhr mir etwas wie der Schlag eines Knüttels über den Kopf, daß es mir vor den Augen sprühte. Ich fühlte die Wärme meines eigenen Blutes über mein Gesicht rinnen und brach zwischen den Leichen meiner Kameraden zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, herrschte Totenstille um mich. Ich mußte mich kurze Zeit auf die Vorgänge des Abends besinnen.

Der Mond stand klar über feingefiederten Wölkchen.

Mich fröstelte.

Ich richtete mich auf und versuchte zu gehen. Es gelang.

Ich untersuchte meine Wunde, ein Streifschuß längs über den Schädel, wohl etwas tiefgehend, aber nicht lebensgefährlich.

Ich war unsäglich müde, jedenfalls durch den Blutverlust. Am liebsten wäre ich liegen geblieben und hätte mein Schicksal dem Zufall in die Hand gelegt. Ich versuchte die Richtung festzustellen, aus der wir uns angeschlichen hatten, und zog mich zurück. Wenigstens glaubte ich das.

Ich kam an eine Feuerstelle, um die halbverbrannte Äste verstreut lagen, und stolperte beinahe über ein totes

Pferd, das mit steifem Grinsen an dem erloschenen Holzfeuer lag und dessen Hinterteil in dem Glost halbverkohlt war.

Zu meiner Rechten lag dichtes Buschwerk.

Ich kroch hindurch und sah in eine der zahlreichen, tiefgespaltenen Schluchten. Nichts Lebendes darin!

Als der Mond einmal wieder hinter den Wolken hervortrat, glaubte ich ein Gebäude zu erkennen und hielt darauf zu. Meine Kräfte waren am Erlöschen.

Es war ein Haus, wie es die Weinbauern haben, viereckig, weißgetüncht, ein kleiner verwilderter Garten davor.

Das Haus war wie eine Leiche mit geschlossenem Munde und ohne Atem, aber mit unheimlichen, vom kalten Außenschein des Mondes durchglühten Augen.

Ich suchte nach der Tür, konnte aber keine finden.

Die Fenster des Erdgeschosses waren mit dickwandigen Holzläden verschlossen. Meine Kraft reichte nicht, sie aufzubrechen.

In mir war eine dumpfe Verzweiflung. Mochte werden, was wollte! Ich konnte nicht im Freien bleiben. Die Nacht wurde kalt, meine Schwäche nahm so zu, daß ich mich oft einer Ohnmacht nahe fühlte und mich gegen die Mauer lehnen mußte.

Ich klopfte erst leise, dann stärker. Der Schall fuhr polternd durch das Haus wie die Stimmen aufgeschreckter Kobolde und verhallte murrend und unwillig. Aber es regte sich nichts.

Ich war durch den Klang meines Pochens zusammengefahren und sah mich scheu um. Meine erschöpften,

überreizten Nerven glaubten überall das leise Knistern von Tritten zu hören. Aus jedem beschatteten Winkel grinsten Fratzen und griffen mit langen, geisterhaften Fingern nach mir. Selbst das Bild des Mondes schien mir zu einem teuflischen Grinzen verzerrt. Das tote Pferd von der Feuerstelle zwängte sich durch das Dickicht und stierte mit seinem abgezehrten Schädel und weit heraushängender Zunge aus den leeren Augenhöhlen auf mich.

Ich spähte an dem Hause empor, ob nirgends ein Wesen von Fleisch und Bein erscheinen würde.

Aus einem Fenster über mir hing eine Gardine, die der Nachtwind leise hin- und herwehte. Das hatte etwas Grausiges, Gespensterhaftes an sich. Es war mir doch auch einen Augenblick lang gewesen, als ob ein bleiches, hohlwangiges Gesicht dahinter erschienen wäre, das gebietend den Arm hob. Mir schlotterten die Knie. Ich kannte wohl das Gefühl der Furcht, der Angst um das Leben aus den ersten Schlachten in Flandern, aber dieses tiefinnerste Grausen, dieses Erstarren vor Unenträtselbarem, Uebersinnlichem war mir bis heute noch fremd gewesen.

Dann aber überkam mich eine trotzige Entschlossenheit. Das Leben! Besaß ich es denn, wie man einen festen Besitz sein eigen nennt?! Konnte es nicht schon morgen, übermorgen durch eine feindliche Kugel ausgelöscht sein?! War es denn wert, darum zu zagen und zu bangen?! Und zu schauern bis in die tiefsten Tiefen der innersten Seele?! Gleichgültig sein! Kühl bleiben in allen Lebenslagen!

Mir kehrten Mut und Verstand zurück.

„Es gibt keine Gespenster, es gibt nur Einbildungen!“ sagte ich halblaut vor mich hin.

Ich faßte die Umgebung fester ins Auge, sah ihr mit einem anderen Blick in das rätselhafte, verschlossene Medusengesicht. Ich erkannte den Wald und die Kalkschroffen mit dem Gebüsch und dem Netzwerk ihrer Ranken und Schlingpflanzen. Der Mond war derselbe, der mir so oft den nächtlichen Heimweg durchs Leipziger Rosental erleuchtet hatte. Und dies hier war ein verlassenes Haus. Wer sollte auch hier geblieben sein, in einer Gegend, die von zwei feindlichen Armeen immer dichter und enger umklammert wurde?! Und was da oben heraushing, war ein Gardinenfetzen, alles andere hatten meine abgespannten Nerven hinzugefabelt.

Ich ging um das Haus herum und versuchte, durch die Ritzen der verschlossenen Fensterläden zu spähen. Undurchdringliche Finsternis und Todesschweigen hockten heimtückisch lauernd hinter den Mauern.

Ich fand keine Haustür, machte aber eine andere Entdeckung: die Tür war vermauert. Ich untersuchte den Mörtel. Die Steine waren schon seit langem aneinandergefügt, denn der Mörtel war eisenhart. Vermutlich hatte der naive Besitzer sein Haus verteidigen wollen und es beizeiten zu einer kleinen Festung umzuwandeln versucht ohne zu bedenken, daß eine einzige Handgranate genügt hätte, Bresche in das alte Bauwerk zu legen.

Vor der ehemaligen Tür lag eine Leiter, der einige Sprossen ausgebrochen waren. Ich versuchte, sie mit

erlahmenden Kräften aufzurichten. Es gelang. Ich legte sie an eines der offnen Fenster, hing mein Gewehr am Riemen über die Schulter und stieg hinauf.

Jetzt konnte ich fast lachen bei dem Gedanken, daß der Krieg nun gar einen Einbrecher aus mir gemacht hatte.

Ich stieg ein und befand mich, wie ich tastend feststellte, in einem schmalen Raume.

Ich suchte nach meiner Taschenlampe, konnte sie aber nicht finden. Sie war mir vermutlich beim Kampf in der Kuhle entfallen. Was hätte ich jetzt dafür gegeben, wenigstens ein Feuerzeug zu besitzen. Ich überlegte einen Augenblick. Sollte ich den Weg nocheinmal zurückgehen, den ich gekommen war und einen der gefallenen Kameraden nach einer Taschenblende oder einer Schachtel Streichhölzer durchsuchen?!

Auf keinen Fall! Ich hätte mich möglicherweise noch mehr verirrt, kam in eine noch trostlosere Gegend, und außerdem hätte ich wieder an jenem halbverkohlten Gespensterpferd vorbeigemußt. Ich fürchtete mich bei der Vorstellung. Warum, konnte ich mir nicht klar machen. Wohl vor meiner eigenen Phantasie!

Der Raum lag in der dem Mondlichte abgewandten Seite des Hauses, sodaß er ganz in schwarze Finsternis gehüllt war.

Ich nahm mein Seitengewehr in die rechte Faust und tastete mich mit der Linken behutsam vorwärts. Das Grausen hämmerte mir wieder in allen Pulsen. Immer hatte ich das Gefühl, als ob unsichtbar jemand hinter mir stünde und aus lauernden Augen auf mich glotzte.

Ich hörte in dieser unheimlichen Grabesstille das Blut in meinen Adern klopfen und rauschen und wagte nicht, fest aufzutreten aus Furcht, über den Laut meines eigenen Schrittes einem Herzschlage zu erliegen. So schob ich vorsichtig einen Fuß um den andern vor und tastete mit der freien Hand an der Wand entlang.

Als ich mich nach einiger Zeit umzusehen wagte, hatte ich mich ein ganzes Stück von dem Fenster entfernt, das als heller Ausschnitt aus der Finsternis heraustrat und ein Stück der Mondlandschaft erkennen ließ.

Ich tastete ringsum, an der rechten, an der linken Wand und fühlte mehrmals Türklinken. Ich mußte mich auf einem Korridore befinden!

Ich überlegte einen Augenblick, was ich tun sollte und entschloß mich, dem hirnschmelzenden Zustande ein Ende zu machen und einen der seitlich gelegenen Räume zu öffnen.

Ich drückte die Klinke, die ich gerade mit der Hand berührte, nieder. Sie gab nach. Ich öffnete einen ganz winzigen Spalt und spähte hindurch.

Helles Mondlicht durchflutete den Raum.

Es war ein mittelgroßes Gelaß mit zwei kleinen Fenstern. Mein Auge erkannte deutlich die Möbel: einen Holztisch, zwei Stühle, eine alte Bank, an der Wand in der Ecke eine rohgezimmerte Bettstatt, davor eine Truhe.

Ich trat ein und zog die Tür hinter mir ins Schloß.

Ich hatte das Bedürfnis, nur ja kein Geräusch zu erzeugen, da ich die Empfindung hatte, als müßten bei

einem unvermuteten Klappern meine ohnehin bis zum Reißen gespannten Nerven mich unrettbar dem Wahnsinn ausliefern. Zwischendurch huschten blitzartig Erinnerungen an Weib und Kind durch meine Seele. Till Rauch stand mit Rucksack und Bergstock vor mir mit seinem lachenden Gesicht. Ach richtig, mit dem hatte ich ja einmal den Karst durchwandert. Wie lange war das her? Zehn Jahre? Hundert —? Tausend —?

Ich suchte nach einem Riegel, fand ihn und schob ihn vor, klinkte auch nochmals an der Tür und überzeugte mich, daß sie fürs erste von außen nicht zu öffnen sei.

Gott sei Dank!

Wie ein Alp fiel es vor mir ab. Nur eine dünne Bretterwand, eine solche Türe! Ein kräftiger Stoß zertrümmert sie, und doch! welches Gefühl der Sicherheit verlieh sie mir.

Ich suchte umher. Auf dem Tische lag ein buntes Brusttuch, wie es die italienischen Mädchen am Feiertage tragen. Zwei tönerne Töpfe standen am Boden, leer oder mit eingetrocknetem Inhalte. Vermutlich der Rest der letzten Mahlzeit der Bewohner vor der Flucht.

Ich bemerkte jetzt auch den muffigen Duft, der solchen Bauernstuben eigen ist. Ich wagte aber nicht, eines der Fenster zu öffnen, um die frische Nachtluft einzulassen, aus Furcht, ein Geräusch zu verursachen.

Ich sah unters Bett, tastete in den Winkeln umher. Niemand da! Allein!

Ich hob einen der schweren Stühle empor und rückte ihn der Sicherheit halber noch vor die Tür. Dann entsicherte ich mein Gewehr, lehnte es an die Bettwand,

legte mein Seitengewehr daneben an die Diele und ließ mich behutsam auf das Bett nieder, das leise knackte.

Am Fenster summte eine Fliege. Der surrende Flügelschlag klang mir in diesen Augenblicken lieblicher als die volle Regimentsmusik. Ich war nicht ganz allein.

Ich durchschnitt meine Gedanken mit dem kurzen Entschluß zu schlafen. Das gelang mir auch. — — —

Plötzlich fuhr ich jäh empor. Es hatte mich jemand an der Wange berührt.

Ich fühlte die Berührung noch deutlich wie einen kleinen Stich.

Dicht vor meinem Ohre summte die Fliege und setzte sich im selben Augenblick auf mein Gesicht. Wieder dieselbe Empfindung!

„Also das war es!" sagte ich in Gedanken und wollte eben beruhigt wieder einschlummern, als es mir erschien, als hörte ich auf dem Korridor einen leisen, schleichenden Schritt.

Das Blut hielt für einen Augenblick in seinem Kreislauf inne. Ich richtete mich mit starrenden Pupillen zu sitzender Stellung auf, hatte aber nicht die Kraft, die Waffe zu ergreifen. Alles Körperliche an mir war gelähmt, alle Fähigkeiten waren in Auge und Ohr geflossen.

Der Mond stand schon tiefer. Mitternacht mußte vorüber sein. Seine Strahlen fielen in bedeutend schrägerem Winkel ein und beleuchteten gerade die Türe.

Die Fliege brach plötzlich in ihrem Summen ab, als ob auch sie angsterstarrt lauschte. Dann schien sie plötz-

lich in eine entfernte Ecke zu fliegen wie von Grauen gescheucht.

Der tappende, schlürfende Schritt näherte sich, verhielt einen Augenblick und kam wieder näher.

Die Fliege war plötzlich wieder bei mir. Ich hörte ihren leisen Flügelschlag, mit dem sie mich ängstlich umkreiste, wie das Zittern einer gehetzten Seele. Beim Vorüberfliegen an meinem Auge wuchs sich im falben Lichte des Mondes ihr kleiner Schattenriß auf meiner Netzhaut zu einem schwarzen Totenvogel aus, der mich umkreiste wie die Seele eines Gestorbenen. Plötzlich ließ sie sich auf meine fieberheiße Stirn nieder, wie schutzsuchend. Ich glaubte, das Zittern ihres winzigen Körperchens zu spüren.

Immer noch tappte und schlürfte, fast lautlos, der Schritt, nur dem grauengeweiteten Ohre vernehmbar.

Kam er näher? Entfernte er sich? Wie weit war er schon über die hölzernen Dielen getappt?! Die Entfernung, die er zurückgelegt haben mußte, trat mit deutlicher Anschaulichkeit vor meine Seele. Wie lang war dieser Korridor?! Kam er aus dem Jenseits?! War er ein Zugang aus der Ewigkeit?!

Ich fühlte, wie mir das Grausen die Kopfhaut spannte, daß mein Gehirn jeden Augenblick durch die zerfetzte Stelle quellen mußte und zäh und dickflüssig neben mir zu Boden tropfen würde.

Auf dem Flur tappten jetzt die Schritte vor der Tür, standen still, schlürften ganz heran.

Wer wollte da herein?! Wen suchte er?!

War es der Tod, dem ich vor Stunden entronnen

war? Hatte er meine Spur am Boden gefunden und war mir nachgeschlichen, um mir nun mit seinem beinernen Munde den Bruderkuß aufzudrücken?!

Der Tod! Der Tod war es!

Wer antwortete da so langhallend und tieftönend: „Der T—o—o—o—d!"

Das Schloß knirschte leise.

Ich wollte beten, hatte keinen Gedanken, keine Worte, keine Lippen. Mein Körper war wohl schon längst tot, nur meine Seele hing hier zitternd und bebend im Raume über dem Bett und ängstigte sich in den Nachtgärten des Grauens.

Die Türklinke wurde herabgedrückt, ganz leise, behutsam, geräuschlos. Meine Seele sah es deutlich. Noch tiefer und tiefer. Jetzt mußte die Tür aufspringen. Die dünne Bretterwand war kein Hindernis für das Gespenst aus dem Jenseits.

Nein, langsam wich die Klinke wieder nach oben, langsam und ruckweise. Wie in einem Aufatmen bewegte die Fliege leise schauernd ihre Schwingen.

Jetzt wieder das Schlürfen und Tappen, aber — es — entfernte — sich, ja — entfernte — sich.

Ich fühlte meine Glieder wieder. Woher hatte ich auf einmal wieder den Körper?! War es mein eigener?!

Der Schritt verklang, im Jenseits, woher er gekommen war.

Die Fliege verließ meine Stirn und summte wieder, dem Leben zurückgegeben, nach dem mondbeschienenen Fenster.

Ich tastete nach meinen Augen, die wie von Fieber-

ranken umstrickt schmerzten. Mein Trommelfell war zum Platzen gespannt. Aber ich lebte, zweifellos! Wie kam das?!

Die Spannung ließ nach.

Dort draußen, am Himmel, zersprang doch plötzlich der Mond wie eine Seifenblase und fiel als leuchtender Schaum ins All. Nun finster, so finster! — — —

Ich weiß nicht, wie lange mich die Ohnmacht gefangen hielt. Mir war, als ob ich jahrelang so gelegen hätte. Die Sonne schien durchs Fenster. Die Fliege saß an der Scheibe und putzte sich. Draußen zwitscherte ein Vogel.

Das Grauen der Nacht war dem sieghaften Lichte des Tages gewichen.

Aber in mir saß es noch fest.

Ich erhob mich eben so geräuschlos, wie ich hier eingedrungen war. Ich mußte fort aus diesem Gespensterhaus, nur fort!

Ich nahm meine Waffen, riegelte die Tür auf und schlich mich hinaus.

Was ich in der Finsternis der Nacht tastend erahnt hatte, bestätigte sich mir. Ein Korridor, höchstens sieben bis acht Meter lang.

Ich ging leise nach dem Fenster und war eben im Begriffe hinauszusteigen und auf der Leiter herabzuklettern. Da wurde behutsam eine Tür geöffnet, die nur zwei Schritt von mir entfernt war. Und vor mir stand ein Mensch.

Ich stierte ihn an wie eine Erscheinung, denn auf dem

Grunde meiner Seele dämmerte das Bewußtsein auf: den kennst du.

Er war nur in Unterkleidung, ein Hosenbein war mit Blut besudelt. Er hatte einen irren, sterbenden Blick, den er wie aus einer anderen Welt auf mich gerichtet hielt. Aber allmählich kam in diesen Blick etwas Aufglimmendes, ein Schimmer des Erkennens.

„Till Rauch!" rief ich.

Jetzt erkannte ich ihn.

Er nickte bloß und blieb stehen.

Alles Grauen war mit einem Male von mir gewichen. „Ein Mensch, ein lebender Mensch!" jubelte es in mir.

Ich schloß ihn in die Arme.

Da floß langsam auch auf ihn Leben über.

„Du bist es!"

„Wie kommst du hierher?"

„Hast du etwas zu essen?"

„Hier, nimm!"

Ich gab ihm meine eiserne Ration. Er ließ sich an die Diele fallen und schlang in sich hinein. Ich blieb vor ihm stehen und berichtete, wie ich hierher gekommen. Auch auf die Nacht kam ich zu sprechen und was ich erlebt.

Er nickte.

Das war ich!"

„Du — — —?"

„Ich bin schon lange hier. Ich glaube wenigstens! Ich weiß es nicht. Ich habe unter den Toten gelegen, aber wieder zurückgefunden."

„Unter Toten? Wo?"

„Dort!"

Er wies nach einer anderen Kammer.

Ich öffnete.

Da lagen fünf Bersaglieri und zwei Deutsche — tot.

„Ich wurde mit zwei Kameraden gefangen, dort draußen irgendwo und hierhergeschleppt. Auf der Leiter, weißt du? Wir sollten wohl am andern Tage weiterbefrödert werden, machten aber in der Nacht unsere Wächter nieder. Du siehst, wie es ablief. Ich erhielt einen Revolverschuß ins Bein. Als ich diese Nacht wieder zu mir kam, lag ich mitten unter den Toten. Da wollte ich mir eine andere Kammer suchen. Die war verschlossen. So habe ich mich hier einquartiert."

Er zeigte auf die Türe, aus der er getreten war.

„Wie lange ist es her, daß wir zusammen Italien bereisten? fragte ich.

„Lange, sehr lange! Du hast viel graues Haar!" sagte er zerstreut.

„Gestern war es noch dunkel. — Bist du fertig? Wir wollen gehen!"

Ich half ihm hinab und stützte ihn.

Wir fanden uns zur Truppe zurück. — — —

Ein Vierteljahr später sah ich Till Rauch wieder.

In der Zwischenzeit war viel geschehen. Wir hatten die Italiener zurückgetrieben, jenes Haus lag bereits weit hinter der Front und war zu einem Lazarett umgewandelt.

Till Rauch lag in demſelben Bett, in welchem der Tod ſchon mit taſtenden Fingern nach mir gegriffen hatte. Diesmal war der Schuß nicht durchs Bein gegangen, ſondern durch den Leib.

Ich nahm ſeinen Abſchiedsgruß an Frau und Kinder entgegen und zog ihm die Decke über das hagere Geſicht.

Der Druidenschimmel.

Der Pferdemarkt war zu Ende. Vor der Türe der Schenke klirrten die Halfterketten und stampften die Hufe der angeschirrten Tiere. Durch die Fenster tönte das Klappern der Krüge und das fröhliche Plaudern der Bauern, die hinter den weißgescheuerten Tischen saßen und aus ihren kurzen Pfeifen rauchten.

„He, Thede Bahls! Was soll das heißen?" rief ein junger Bursche einem alten, grauhaarigen Bauern zu und deutete auf den Arm des Angeredeten.

Die Umsitzenden sahen hin und brachen in ein Gelächter aus. Thede Bahls saß mit dem Rücken gegen das offene Fenster gekehrt. Um seinen Arm hatte er das Halfterseil geschlungen, an dem er sein neugekauftes Pferd, einen schönen Rappen, angezäumt hatte. Jedes Kopfnicken des Pferdes riß ihm den herabhängenden Arm in die Höhe wie einer Marionette.

„Hättest doch Deinen Gaul gleich mit reinbringen können!" meinte der dicke Erik, sein Nachbar.

„Lacht zu! Ihr kennt mich, und wißt, daß ich nichts tue, ohne meinen Grund zu haben."

„Nu, nu, Thede! Meinst, Dein Rappe könnte Dir am Ende gestohlen werden?"

„Hm!" knurrte der Alte und wiegte den Kopf bedenklich hin und her, „gestohlen — ich will nicht sagen

gestohlen, aber abhanden könnte er kommen. — — Was ich weiß, weiß ich!" setzte er nach einer Weile bestimmt hinzu.

„Ist Euch schon mal was Derartiges passiert?" fragte Erik.

„Ja, es ist mir passiert!" nickte Thede.

„Erzählt uns das!" bat Erik, „aus dem Schaden des Nachbars lernt sich leichter, als aus dem eigenen!"

Die Bauern waren etwas zusammengerückt und horchten auf, was Thede Bahls ihnen erzählen werde.

„Eigentlich sollte man so etwas nicht weitererzählen, denn wer es nicht erlebt hat, glaubt es nicht und hält den andern für einen Nebelfried und lacht ihn gar aus. Aber die Sache mit meinem Norweger — ich kaufte damals nur norwegische Rasse — habe ich so gewiß erlebt, als ich diesen Krug vor mir sehe."

Er nahm aus dem zinnernen Krug einen kräftigen Schluck und erzählte:

„Das ist so gegen dreißig Jahre her. War damals noch lebenslustig wie Ihr, Erik, und wußte auf den Pferdemärkten den Juden manchen Streich zu spielen.

Da bin ich einst nach Flensburg gefahren, — Flensburg hatte damals die besten und größten Pferdemärkte in Holstein. Es war ein prächtiger Herbsttag, just wie heute. Auf der Weide summten noch die Bienen, und die Eidechsen raschelten aus dem Kraut, wenn mein Rappe daran hinstreifte.

Ich hatte ein gutes Geschäft gemacht mit einem Norweger und wollte am Markt zu Flensburg noch einen

Schoppen trinken, obgleich es schon stark auf Abend zu ging.

Die übrigen Bauern schienen bereits alle heimgekehrt zu sein, wenigstens stand nur noch ein einziges Pferd vor der Schenke, ein Schimmel, so erbärmlich rippendürr, wie ich noch nie einen gesehen hatte in meinem Leben, grad so wie eine Feuerleiter, an der man die Sprossen zählen kann. Als ich meinen Rappen festmache, sträubt sich das Tier, stemmt mit den Vorderbeinen zurück, bläht die Nüstern, reckt den Kopf in die Höhe und zittert leicht in den Flanken. Na, wer den Krieg mitgemacht hat, hat solche Bilder genug gesehen. Ich denke: Holla, ist da was nicht richtig? Ich sehe um mich, um zu erfahren, wer meinen Rappen so kopfscheu macht. Ist nichts da! Der Schimmel, denk ich. Nun, in Holstein sind ja die Schimmel selten und mein Rappe hat wohl noch keinen weißen Stammesbruder gesehen, denke ich und spreche ruhig auf ihn ein und streichle ihn. Das Tier drängt sich dicht an mich, reibt den Kopf an meinem Arme und leckt mir die Hand — tut wie ein Kind, wenn es den Schutz des Vaters braucht und läßt sich dann auch beruhigen. Ich gehe also in die Gaststube. Drinnen sitzt nur der Herr des Schimmels. Er hat sich aber mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt und hält den Kopf so, als müßte er sich vor dem Tageslicht schützen, das eben als letzter Strahl der Abendsonne so recht voll und rot durch das Gartenfenster glüht. Er hat den Hut auf dem Kopfe behalten, so daß ich sein Gesicht nicht sehen kann, aber das habe ich nun doch gleich weg, daß er kein Landsmann ist.

Ich setze mich also gegenüber und wünsche dem Fremden einen guten Abend. Er knurrt einige Worte, die für einen Gruß gelten können und schweigt wieder.

Seine Stimme kommt mir unheimlich vor. Sie klingt wie der Schlag eines Hammers gegen den Sargdeckel und fährt mir kalt und grausig durchs Ohr ins Herz.

Ich fasse mich aber und will mit einer Unterhaltung anfangen, um zu erfahren, woher und wohin des Weges. Er tut aber, als hörte er nicht, als wäre ich nicht da.

Mittlerweile ist's ja nun Abend geworden. Der Wirt will ein Zündholz anstreichen und die Lampe anbrennen, da fängt auf einmal der Schimmel vor der Türe an, ganz jämmerlich zu wiehern, und das dreimal kurz hintereinander, als wollte er seinen Herrn rufen. Und das klingt just so schrecklich, daß mich ein Frieren ankommt, ein Ton, wie wenn der Sturm im Winter zwei Bäume gegeneinander reibt.

Darauf springt der Fremde auf, wirft dem Wirt ein Geldstück auf den Tisch und geht zur Türe.

„Habt Ihr noch weit, Herr?" fragt der Wirt.

„Nach dem Pferdehimmel!" sagt der und zugleich fliegt die Tür mit einem Krach ins Schloß.

Wir sehen uns an und wissen nicht, wo der Fremde so schnell hin sei. Es ist uns, als ob der Schatten einer häßlichen Gestalt an uns vorüber durch den Rauchfang des Kamins gefahren wäre, und als ob die Worte des Fremden wie aus weiter, weiter Ferne zu uns hergetragen würden." — — —

Thede machte eine Pause und nahm einen Schluck Wein.

„Der Pferdehimmel?“ fragte Erik zwischen hinein, „was ist das?“

„Der Pferdehimmel ist ein Moorsumpf, liegt etwa so eine Meile weit von der Stadt. Wenn sich ein Pferd schwer verletzt hat, oder ist wegen Alters zu nichts mehr zu gebrauchen, so treiben es die Bauern dort zu Lande in den Pferdehimmel. Da hat es einen leichten Tod, indem es in kurzer Zeit einsinkt und sich der Moorboden wieder über ihm schließt. Und es ist ja wohl auch vorgekommen, daß sich ein Reiter mit seinem Tiere bei Nacht hierher verirrte und nicht wieder gesehen ward.“

„So ähnlich wie bei uns im Heidkamp!“ meinte ein anderer.

„Ganz recht!“ bestätigte Thede.

„Also weiter!“ munterte Erik den Alten auf. Und der fuhr fort:

„Ja, — also kaum, daß die Tür ins Schloß gefallen, hören wir den Unheimlichen durch die Nacht davonreiten.

Na, ich trinke in Gedanken darüber meinen letzten Schoppen aus und trete vor die Türe, um meinen Rappen zu besteigen. Es ist nun schon schwarze Nacht draußen. Ich taste nach dem Halfterstrick und finde ihn nicht.

„Gott's Donner,“ schrei ich in die Schenke, „Christian, komme doch mal mit Licht heraus! Ich glaube, der verfluchte Kerl hat meinen Rappen mitgenommen.“

Der Wirt kommt mit einer Laterne herbei, und 's ist

wirklich so: mein Rappe ist weg, aber sein Schimmel steht noch da.

„Verdammter Spitzbube!" so schrei ich in meiner Wut. „Mein Rapp in den Pferdehimmel, so'n Prachthengst. Dazu ist wohl Dein Hexengaul reif!"

Na, aber das kann nicht helfen! Pferde sind ja mit dem Teufel im Bunde, und man kann sie nie fassen.

„Die Nacht könnt Ihr zu Fuß nicht nach Hause gehen," sagt der Wirt. „Bleibt hier und wartet den Tag ab, denn das dürre Schimmelbiest trägt Euch doch nicht!"

„Je," sage ich, „man muß es versuchen."

Ich schwinge mich also auf den Gaul, und — guck mich an! — mit federnden Fesseln fängt das Tier meinen Sprung auf, und wie ich ihm nun den Zaum um die Ohren schlage, legt es los, und es war ein vorzüglicher Ritt, sichere ruhige Gangart, nun, Ihr kennt das ja.

Und es war auch sonst erst ganz famos. Der Vollmond war aufgegangen und lag breit und schimmernd auf der Heide und schien mir den Ärger über den Verlust meines Rappens ein bißchen weg.

Aber eins fiel mir auf: der Gaul hob manchmal den Kopf und sog die Luft so eigentümlich prüfend durch die Nüstern ein, grad, wie meine Fuchsstute es tat, als uns der Wind 1870 die ersten Pulverschwaden zutrieb.

Das machte mich stutzig, und wie ich nun aufmerksam um mich blicke, gewahre ich, daß mich das Teufelsvieh ganz in die Irre getragen hat, in eine Gegend, die ich noch garnicht kenne und in der ich noch niemals war.

Na also, denke ich, das kann ja gut werden!

Zum Glücke sehe ich da aber in der Nähe Licht schimmern.

Ich halte darauf zu. Es ist eine Besenbinderskate. Die Leute sind noch wach, obgleich nun schon Mitternacht nahe heran ist. Ich klopfe an. Der Alte kommt heraus. Ich frage ihn, wo dieser Weg hinführt.

„Nach dem Pferdehimmel," sagt er, geht rund um meinen Schimmel und guckt ihn von allen Seiten so eigentümlich an. Auf einmal ruft er:

„O je, Herr, mit dem wird es Zeit für den Pferdehimmel! Wo habt Ihr den her? Besser wäre es freilich, ihn totzuschlagen und im Felde zu verscharren, denn solch Viehzeug spukt doch nur nächtens auf den Feldern herum und erschreckt die Bauern."

„Wie meint Ihr das?" frage ich verwundert.

„Je, das ist ja ein Druidenschimmel. Seht doch, hier!"

Und er deutet auf den Abdruck, den der linke Hinterhuf im weichen Boden hinterlassen hat. Ich blicke hin. In der Tat, da ist deutlich das Zeichen eines Druidenfußes zu sehen.

Ihr kennt ja alle das Zeichen, das die Opferpriester in der Heidenzeit in den Stein gruben, auf dem sie ein Menschenopfer gebracht hatten. Man findet ja solche Opfersteine überall in der Heide.

Da war mir's nun freilich nicht mehr ganz geheuer. Der Alte war nochmals um das Pferd herumgegangen und sagte jetzt:

„Nun seht mal daher, wo das obere Schenkelbein

mit den Schlußknochen verwachsen ist und bei ehrlichen Gäulen ein Kreuz bildet, sind die Knochenleisten schief ineinander verwachsen, damit dieses christliche Zeichen nicht entstehen kann."

Ich steige ab und erzähle mein Abenteuer. Er schüttelt den Kopf und weiß nichts dazu zu sagen. Bloß den einen Rat gibt er mir, mich diese Nacht nicht dem Pferde anzuvertrauen, sondern zu Fuß zu gehen und das Tier lieber am Zügel hinterdrein zu führen.

„Ja," sage ich, „es hat aber eine vorzügliche Gangart, und ich bin todmüde. Ich will auf den Weg passen!"

Er bringt mich auf die richtige Straße, ich sitze auf und reite los. Indes, ich merke bald, daß sich das Tier nicht mehr gebieten läßt. Es legt den Kopf nach vorn, streckt den Hals und fängt an zu jagen, vom Wege ab, querfeldein, als ob es sein Ziel kennte. Ich kann tun, was ich will, es hält nicht ein. Seine Sehnen scheinen aus Stahl zu sein. Abspringen kann ich nicht bei dem tollen Ritt. Ich lege mich also nach vorne, umklammere mit beiden Händen den Hals des Tieres und schnüre ihn zusammen, um es zu erschöpfen. Hilft nichts! Der Gaul fliegt umso schneller über den Boden. Und der Mond hat sich hinter Wolken verkrochen, und aus der Heide steigen Nebeldünste auf.

Das wird ja immer toller! sage ich zu mir, greife vorn herum und kralle meine Finger in die Nüstern des Tieres. Da springt es hoch auf und bricht plötzlich zusammen, als ob es sich einen Beinknochen zerschellt hätte. Ich fliege im Bogen über seinen Kopf hinweg, falle aber so glücklich, daß ich bald wieder auf die Beine zu stehen

komme. Mein Schimmel hat sich auch wieder erhoben, aber nur langsam hinkt er weiter, das linke Hinterbein nachschleppend. Ich bleibe zurück und bin froh, daß ich von dem Teufelsgaul befreit bin.

Das Tier läuft nach einer bestimmten Richtung. Ich sehe ihm nach. Da ist es mir, als ob es in Nebel zerflösse und sich allmählich in nichts auflöste wie ein Traumbild beim Erwachen. Und dann ist es verschwunden, wie von der Luft aufgesogen.

Ich hülle mich in meinen Mantel, lege mich auf den Boden und warte den Morgen ab. Wie die Sonne aufgeht und ich mich umsehe, bemerke ich mit Schaudern, daß ich dicht am Rande des Pferdehimmels stehe. Noch ein halb hundert Schritte vorwärts, und ich wäre versunken auf Nimmerwiedersehen. So hatte wohl nur den Druidenschimmel das furchtbare Los ereilt — so dachte ich bei mir wenigstens damals und ging nach Hause.

Als der Kirchturm meines Heimatsdorfes in der Ferne auftaucht, sehe ich einen Zug Menschen auf mich zukommen. Sie tragen Leitern und Bretter über der Schulter, und wie sie herkommen und ich sie frage, wohin des Weges, da sagen sie: „Es muß ja wohl einer diese Nacht im Pferdehimmel eingesunken sein, und wir wollen sehen, ob wir wenigstens die Leiche herausheben können."

„Das Pferd hat sich wieder herausgearbeitet!" setzt einer hinzu. „Wir haben es heute früh aufgefangen, als es herrenlos auf der Heide herumlief. Man sah es

an den Hufen, daß das Tier bis an die Knöchel eingesunken gewesen sein muß. Übrigens ein schöner Rappe."

„Jesus Maria! Das wird doch nicht mein Rappe sein!" rufe ich und erzähle, daß ich dicht am Moorkolk vorbei bin und mein Pferd mir durchgegangen ist, bloß daß es eigentlich ein Schimmel war, der mir davongelaufen war, verschweige ich.

„Es sieht just aus wie Euer Rappe," sagt Sede, der mittlerweile dazugekommen ist.

Na, was soll ich noch viel erzählen! Es war mein gutes Tier und hatte eine Höllenfreude, als es mich wiedersah.

„Der gespenstische Reiter und sein Druidenschimmel sind also im Pferdehimmel umgekommen?" fragte Erik.

„Muß wohl so sein, was weiß ich!" knurrte Thede Bahls, mancher will ihn freilich in nebligen Herbstnächten aus dem Kolke haben auftauchen und über die Heide dahinjagen sehen. Bei Morgengrauen soll er aber meist auf einem andern Pferde wieder zurückgekommen, direkt auf den Kolk zugeritten und darin vor ihren Augen versunken sein. Man raunt, daß er in seiner Tiefe erst dann Ruhe findet, wenn er so viele Pferde im Kolke begraben hat, als in der Welt Teufel sind."

Die Zuhörer blieben noch eine geraume Weile nachdenklich beieinander sitzen. Draußen sank der Abend herab, und die Nebel schoben und wälzten sich mit scheuen Schleichtritten vom Lande herein in die dämmernden Straßen des Heidestädtchens. Sie faßten und schoben sich zu allerhand Gestalten, die bald ineinanderflossen, bald sich wieder lösten.

Als der Wirt die Lampe anzünden wollte, blickten die Bauern unwillkürlich durchs Fenster. Da war es, als ob in dem Nebeltreiben ein Schimmelreiter dahinjagte und ebenso schnell verschwand als er aufgetaucht war, schemenhaft und flüchtig. Sein Pferd war so dürr, daß man die Knochenstäbe der Rippen erkannte; es hielt den mageren Hals nach vorn gestreckt und berührte mit seinen Hufen kaum den Boden. Und sein Herr lag vornübergebeugt auf dem Gaule. Er trug einen breitkrämpigen Hut tief ins Gesicht gedrückt, und sein grauer Reitermantel flatterte weit hinter ihm drein.

Das Geierauge.

Wir hatten eine lange, sonnige Wanderung durch die Pußta hinter uns und waren herzlich froh, als wir unsere Rucksäcke abwerfen und unsere ermüdeten Beine behaglich unter dem Tische der Schenke ausstrecken durften.

Wir konnten unserem Schicksal besonders dankbar sein, daß es uns hierher geführt hatte, denn dieses Gasthaus war das einzige in meilenweiter Umgebung.

Es sah in seiner soliden Bauart eher einem alten Herrensitze als einer Herberge ähnlich. Überall herrschte große Sauberkeit und wir, besser ich — hätte mich hier recht behaglich fühlen können, wenn ... wie soll ich das ausdrücken?!... wenn der Wirt ein vertrauenswürdigeres Äußere gehabt hätte. Er war einer von den seltsamen Menschen, bei denen Gesichtsausdruck und Charakter die stärksten Kontraste zu bilden scheinen, und aus denen man infolgedessen nie klug wird. Auf mich wirkte besonders sein rechtes Auge fast suggestiv, mein Blick kam nicht davon los. Sein rechtes Auge war vollständig brauen- und wimperlos, und in dem Weiß des Augapfels schwamm, von einer feinen, roten Linie umzogen, ein grünlich schillernder Stern, dessen Pupille etwas geschlitzt erschien, so daß man den Eindruck nicht loswerden

konnte, ein Geier blicke einen mit seinen Raubvogelsternen an.

Ich war deshalb herzlich froh, als der Wirt uns endlich allein ließ und sich in die hinteren Räume zurückzog.

„Was ist mit dir? Du bist ja plötzlich recht still geworden!" sagte mein Freund Paul, der mit bestem Appetit den guten Schinken bearbeitete, den man uns vorgesetzt hatte.

„Hm!" machte ich. „Ich muß dir gestehen, daß ich es eigentlich selbst nicht sagen kann. Irgend ein leiser Schauer ist mir schon bei meinem Eintritt über die Seele geflogen."

„Stört dich unser Wirt?"

„Ja, hast du ihm einmal ins Auge gesehen?"

„Dachte es mir schon!" entgegnete Paul, ohne auf meine Frage zu antworten. „Dachte mir's schon, daß das daran schuld war."

„Ja," versetzte ich, „dieses rechte Auge! Ist es nicht, als ob es in seinem Blick etwas Lähmendes hätte? So etwas vom Auge einer Schlange oder eines Raubtieres. Mich würde es nicht wundern, wenn es im Finstern zu glühen anfinge!"

„Na, nun hör' aber auf! Ja doch, schön sieht es nicht aus, aber es ist weiter nichts, als irgend eine Erkrankung des Augapfels."

„Ach du, du betrachtest alles vom Standpunkte deiner medizinischen Einseitigkeit und bedenkst dabei nicht, daß im Auge sich die geheimsten Wünsche und Regungen der menschlichen Seele spiegeln."

„Soooo?" machte Paul gedehnt. „Und was für

geheime Regungen würdest du denn aus dem Blicke unseres Gastwirtes lesen?"

„Frage mich nicht! Ich kann es selbst nicht sagen. Auch kann man sich ja natürlich täuschen, und ich möchte ihm nicht unrecht tun. Doch unter uns, ich könnte ihn für einen geldgierigen Menschen halten, der imstande ist, um seine Gier zu befriedigen, auch vor schlimmen Mitteln nicht zurückzuschrecken."

„Aha, da haben wir wieder das Poetengehirn! Also, vielleicht hat er uns ein bißchen Gift in den Wein gemischt und lauert schon hinter der Tür auf unseren letzten Seufzer."

Dabei trank er sein Glas mit tiefem Zuge aus.

„Laß doch solche Witze! Das habe ich doch weder gesagt noch andeuten wollen."

„Oder," fuhr Paul fort, „dieses Geierauge kommt des Nachts, wenn wir im friedlichsten Schlummer liegen, mit Laterne und Messer ..."

„Ich weiß nicht, wie du über solche Dinge Spott treiben kannst, sie kommen doch noch alle Tage auf der Welt vor. Laß uns von etwas anderem reden!"

„Ich weiß wohl, warum dir eine andere Unterhaltung lieber ist, warum du mir jetzt in meinen Gedanken nicht folgen willst.

Du hast Angst, daß deine leichterregbare Phantasie von meinen Worten angesteckt wird. Na ja, ich verstehe und bin ja schon ruhig."

„Du bist nicht ganz gescheit!" entgegnete ich ihm, mußte mir aber selbst gestehen, daß er Recht hatte. Die ganze Stimmung, die um das einsame Gasthaus her

lagerte, das eigentümlich fahle Dämmerlicht und das sonderbare Auge unsres Wirtes zwangen einen ja geradezu, an alle möglichen Mord- und Räubergeschichten zu denken. Ich suchte deshalb das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, und es gelang.

Wir sprachen redlich dem ausgezeichneten Weine zu, und als die Stunde des Schlafengehens nahte, kehrte auch unser Wirt wieder und erbot sich, uns auf das Zimmer zu führen. Ich hatte mir vorgenommen, ihm recht frei ins Auge zu schauen und mich von allen Vorurteilen kurieren zu lassen. Indessen, es gelang mir nicht. Es schien, als ob dieses Geierauge durch mich hindurchschauen könnte, als erblickte es durch meinen Körper die Gegenstände, die dieser verdeckte. Der Wirt hatte ein Licht in der Hand, um uns zu leuchten. Er schritt voran, aber wie er sich einmal plötzlich nach uns umdrehte, um ein paar Worte an uns zu richten, war es mir, als sei sein rechtes Auge tatsächlich wie das einer Katze leicht aufgeglüht, und nun konnte ich mich eines Grauens nur mit größter Energie erwehren. Auch schien es mir, als habe dieses sonderbare Auge die Fähigkeit, rückwärts zu blicken, wenigstens schwebte es mir immer vor Augen, wohin ich meinen Blick auch richtete.

Wir bekamen ein schönes, geräumiges Zimmer angewiesen. Die Betten standen mit den Kopfenden frei an der Wand, die sich der Tür gegenüber befand, und waren mit den Längsseiten aneinander gerückt.

Die Kissen waren einladend und mit schneeweißer Wäsche bezogen. Nachdem wir uns gegenseitig „Gute-

Nacht!“ gewünscht hatten, entkleideten wir uns, stiegen zu Bett und löschten das Licht.

Schon nach wenigen Minuten hörte ich meinen Freund Paul schlafen. Seine tiefen, regelmäßigen Atemzüge und der leise, grunzende Ton, der mir an ihm seit Jahren bekannt war, verrieten seinen festen, gesunden Schlummer.

Wie beneidete ich ihn! Mir wollte das nie gelingen. Stets — und war ich noch so müde — trat mir irgend etwas in das Bewußtsein, das den Schlaf vertrieb.

Heute war es das Auge des sonderbaren Mannes. Ich sah es vor mir in der Dämmerung schwimmen ohne den dazugehörigen Kopf, frei wie etwas Selbständiges, von allem Stofflichen Losgelöstes.

Überall, wohin ich blickte, war es.

Ich schloß die Augen, aber selbst durch die Haut der Lider schien es mich anzublicken.

Ich warf mich auf die rechte, auf die linke Seite — ohne Erfolg! Das Geierauge blickte mich an.

Schließlich zog ich mir den Zipfel des Kissens über den Kopf und preßte ihn auf die Augen — auch das half nichts. Das Geierauge war da, dort, hier, überall. Jetzt blickte es von der Tür her zu mir, im nächsten Moment aus der Ecke, bald hing es in der Gardine, bald schien es im Gewebe der Portieren gebannt zu sein.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zwang mich meine Phantasie immer wieder, es mir vorzustellen, wenn es einmal auf einen Augenblick verschwunden schien.

Dabei hatte das Phantom an Schrecklichkeit noch zu-

genommen, es schien mir viel härter und eisiger im Ausdruck, der rote Ring war schärfer konturiert und legte sich wie ein breites, blutrotes Band um die langgezogene Pupille, aus deren Schlitz giftiggrüne, phosphoreszierende Strahlen zu leuchten schienen.

Mein Los für diese Nacht war entschieden, das wußte ich recht wohl, denn ich kannte mich gut genug, um zu wissen, daß meine Phantasie von diesem Bilde nicht loskommen würde, bis der Morgen graute.

Schließlich schien aber doch die Müdigkeit den Sieg davonzutragen. Ich fiel nach langen Qualen in einen leisen Schlummer.

Wie lange ich geschlafen haben mochte, vermag ich nicht zu sagen. Ich erwachte von einem feinen Geräusch, das aus irgend einer Ecke des Zimmers zu kommen schien. Ich versuchte, mich in dem völlig finsteren Raume zu orientieren, sagte mir, daß dort der Schrank stehe, dort die Fenster sein müßten, in jener Ecke die Toilette und da, meinem Bett fast gegenüber, die Tür.

Von dort her mußte das Geräusch gekommen sein. Oder hatte ich es bloß geträumt?! Möglich!

Ich versuchte mir einzureden, daß es ein Mäuschen gewesen sein könnte oder ein leises Knacken in der Diele, wie es in alten Gebäuden sehr oft zu hören ist. Doch kam ich von dem Gedanken an unsern Wirt nicht los. Er beherrschte mich nun die ganze Nacht.

Während ich wieder einzuschlafen versuchte — vielleicht war es mir auch schon halb gelungen — vernahm ich wieder jenes Geräusch. Das kam von der Tür her. Sollte etwa jemand leise ins Zimmer getreten sein?

Und was konnte er anders beabsichtigen als einen Raub?

Aber wer, wer hatte es auf unsre Reisekasse abgesehen?! Der Wirt! Ja natürlich, wer sonst als der Wirt?!

Und während ich das denke und es mir eiskalt über den ganzen Körper schauert, sehe ich in der Richtung der Tür ein phosphoreszierendes Pünktchen, das nach längerem Hinblicken deutlich als das Geierauge zu erkennen ist.

Allmächtiger Gott! Was soll ich tun?! Nicht rühren, das wird das beste sein!

Neben mir schläft mein Freund, tief und fest. Sein gewohntes Schnarchen summt leise durch den unheimlichen Raum. Ich sehe zwar garnichts als das Auge, das starr auf das Bett meines Freundes gerichtet scheint, aber meine Phantasie arbeitet fieberhaft. In den schwarzen Schatten der Nacht scheint es lebendig zu werden, sie ballen und formen sich und nehmen schreckliche Gestalten an. Mitten unter ihnen steht der Wirt. In seiner Rechten hält er ein langes Messer. Die Linke ist tastend ausgestreckt, die Finger wie Raubtierkrallen gespreizt. Den Oberkörper neigt er leicht nach vorn. In seinem Gesicht liegt ein blutgieriger Ausdruck. Ganz, ganz langsam und leise öffnet er die Tür, und tritt, Fuß vor Fuß, nach dem Lager meines Freundes zu, der in harmlosem, tiefem Schlummer liegt.

Mein armer Paul! Was soll ich jetzt tun? Ihn wecken? Um Hilfe schreien?!

Ich bin nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Ich

fühle mich dem Wahnsinn nahe. Und immer näher kommt der Unhold. Ich schließe meine Augen, um seinen Raubtierblick nicht mehr sehen zu müssen.

Vielleicht ist es am besten, sich ganz ruhig zu verhalten, als ob man schliefe. Er wird am Ende bloß den Brustbeutel abschneiden und sich mit seinem Raube wieder entfernen.

Ich ziehe mir vor Angst die Bettdecke ganz langsam und leise über den Kopf und wage kaum zu atmen.

Ich sehe jetzt auch das Auge nicht mehr, aber das Sausen des Blutes in meinen Ohren hext mir tausend schreckliche Geräusche vor, an die ich selbst nicht glaube. Aber jetzt — das ist Wirklichkeit — mit einem jähen, plötzlichen Schlußton bricht das laute Atmen meines Freundes ab, so als ob ihm ein unverhoffter Tod die Luft abgeschnitten hätte. Ein scharfes, einmaliges Röcheln, und dann plötzlich Totenstille. Gleich darauf ein leichter Schlag auf meine Bettdecke, so als ob Paul seinen Arm mit einer letzten, vitalen Bewegung nach der Seite geschleudert hätte, und dann vergehen mir auf längere Zeit die Sinne. —

Als ich zu mir komme, herrscht noch immer starre Finsternis um mich her. Finsternis und Schweigen. Ich versuche zu denken. Was ist nur vorgegangen? Ach, Gott im Himmel, das Geierauge hatte meinen Freund ermordet. Mit dem Messer einen Stoß nach dem Herzen oder einen Stich in den Hals oder ein einziger kräftiger Schnitt durch die Kehle — ja, so hatte es geklungen.

Ich fühle durch die Bettdecke einen leichten Druck

auf meinem Oberschenkel. Das ist Pauls Hand, die er in der letzten unbewußten Zuckung nach der Seite geworfen hat.

Wie ich das denke, wird die kleine Last schwer, als wollte sie mir den Schenkel zerquetschen. Ich wage nicht, mich zu rühren. Auch nicht, mit der linken Hand nach jener des Freundes zu tasten, denn die ist ja kalt und tot, und ich glaube, eine solche Berührung würde mich jetzt wahnsinnig machen. Im nächsten Augenblicke versuche ich mir wieder einzureden, daß vielleicht alles bloß Spiel meiner überhitzten Phantasie gewesen ist. Um mich davon zu überzeugen, lausche ich, ob nicht die Atemzüge Pauls wieder zu hören sind. Ich kann nichts wahrnehmen, denn das Blut rauscht mir wie ein aufgeregt schäumender Gießbach durch Herz und Hirn. Eine wohltuende Schwäche umfängt mich, ein Zustand der höchsten Gleichgültigkeit, und so dämmere ich hinüber in das Reich des Traumes.

— — Als ich erwache, ist das erste, was ich vernehme, ein leises Plätschern. Ich richte mich aus den Kissen auf und sehe, daß es Paul ist, der am Waschbecken steht und sich das frische, klare Wasser über den Kopf spült.

„Donnerwetter! Das war mal geschlafen!" lacht er mir entgegen. „Es wird Zeit, daß wir aufstehen!"

„Ja, es wird Zeit!" sage ich mechanisch nach. „Sag mal, Paul, hast du auch so üble Sachen geträumt?"

„Ich? — —? Nee! Du kennst meinen Schlaf, der immer fest und traumlos verläuft. Diesmal ist es zwar ein Wunder, daß ich dennoch nicht geträumt habe, denn

als ich heute früh erwachte, hatte es sich das einäugige Biest von Hauskater auf meinem Kopfkissen ganz bequem gemacht und schnurrte mich höchst kameradschaftlich an."

„Was? Ein Auge hat das Tier nur! Zeige mir's! Wo ist es denn?"

„Fort!" sagte er lakonisch. „Was hast du für Interesse an dem Vieh? Das andre Auge wird ihm Mamsell Soere ausgekratzt haben! Was ist dabei interessant!"

„Wäre es nicht möglich, daß du dich getäuscht hast? Daß es gar kein Kater war?"

„Du, schlafe noch ein Viertelstündchen. Dir fehlt es noch. Ich habe doch das Biest vorhin eigenhändig vor die Tür gesetzt, weil es sich ganz dreist auf deine Bettdecke gesetzt hatte."

„So, so!" sage ich und springe nun auch auf die Beine. — —

Beim Kaffeetisch setzt sich der Wirt zu mir und lächelt mich so eigentümlich an. Ich wage nicht, den Blick zu ihm aufzuschlagen. Das Geierauge flößt mir jetzt erst recht Grausen ein.

„Hat Ihnen mein Freund eine von seinen beliebten Schauergeschichten mitgeteilt?" fragt Paul, als er eintritt und sich zu uns setzt.

„O nein," entgegnet dieser. „Ich mußte bloß an diese Nacht denken. Ich hatte da einen so sonderbaren Traum. Eigentlich spreche ich nicht gern davon, denn es handelt sich dabei um mein erkranktes Auge da, und ich weiß wohl, daß es mich sehr entstellt."

„Ach was, wir sind ja unter uns, also raus damit!“ forderte Paul auf.

„Nun ja, sehen Sie, ich träumte, Ihr Freund hätte eine heillose Angst vor mir wegen des Auges da, und da sah ich ihn, wie er die ganze Nacht schreckliche Angst wegen mir ausstehen mußte, sodaß ich wirklich Mitleid hatte. Um mich zu überzeugen, daß ich nicht die Ursache einer unruhigen Nacht für ihn wäre, erhob ich mich von meinem Lager — ich weiß selbst nicht, welche zwingende Gewalt mich dazu trieb, denn ich stehe für gewöhnlich nicht gerne unnötig auf — ich erhob mich also von meinem Lager und schlich leise an Ihre Türe, die ich eine Hand breit öffnete, um hineinzulauschen. Als ich aber Ihre friedlichen Atemzüge hörte, machte ich mich leise wieder ins Bett.“

Mir wurde dabei ganz unheimlich zu Mute. Was war nun Wirklichkeit, und was war tolles Nervenspiel an der Sache gewesen?!

— — Ich war froh, als ich, den Rucksack auf dem Rücken, wieder im Freien war und in die grüne Pußta hinauswanderte. Der wunderbare sonnige Tag und der prächtige Humor meines Freundes brachten denn meine Seele auch bald wieder ins Gleichgewicht, aber noch heute zittert, wenn ich an jene Nacht in der einsamen Pußtaschenke denke, ein leiser Schauer durch mein Herz.

Der Blick in die Zukunft.

Wie unser Freund Ernst so plötzlich gestorben ist, möchtest du wissen?

Ja, das ist eine ganz sonderbare Geschichte. Man sollte sie eigentlich gar nicht wieder auffrischen. Aber wenn du es denn doch hören willst! Nur muß ich ein wenig von vorn anfangen.

Es ging an dem Abend los, an dem wir deinen Abschied nach der neuen Welt feierten. Nachdem wir dich zur Bahn begleitet hatten, saßen wir noch zechfröhlich im Hinterzimmer unseres Lokales beisammen.

Es mochte schon weit nach Mitternacht sein, als ein Weibsbild in unsere trauliche Kneipbude eintrat. Zigeunerin oder so was, schwarzbraun, zerlumpt, Hexenbuckel, zahnloses Maul. Sie bot sich an, uns die Zukunft voraus zu sagen. Wir waren in sehr übermütiger Laune, warfen ihr einige Silbermünzen zu und hielten der Reihe nach unsre Hände hin.

Sie sagte jedem etwas anderes, wirres, albernes Zeug, das ebenso gut Glück wie Unglück bedeuten konnte. Ihre Enthüllungen wurden mit zynischen Witzen und großem Gelächter entgegengenommen.

Jetzt kam auch Ernst an die Reihe. Er hielt der Alten die Hand hin. Sie faßte seine Rechte am Handgelenk und stocherte mit ihren spitzen Augen förmlich in

den Linien seiner zarten, mädchenhaften Hand herum. In ihren Zügen malte sich ein Schrecken, der zu natürlich war, um geheuchelt zu sein. Dann sah sie Ernst eine Zeitlang steif ins Gesicht und wandte sich schließlich zur Türe.

„Heda, Alte!" rief ihr Ernst nach. „Wie stehts mit deiner Kunst?"

Die schüttelte den Kopf und krähte:

„Ich sags nit, ich sags nit!"

„Und warum nicht?"

„Es steht Schlechtes geschrieben!"

„Unsinn! Gut oder schlecht, heraus damit, ich wills wissen!" forderte Ernst.

Ich, der ich ihn wie mich selbst kannte, bemerkte dabei, daß ihm jetzt tatsächlich mehr als an einem bloßen Scherze daran gelegen sei, den Spruch der Alten zu hören. Er verbarg dies natürlich unter äußerlicher Gleichgültigkeit.

Die Alte ließ sich schließlich mehr zwingen als überreden, ergriff Ernsts Hand wieder und begann ihre Manipulationen von vorne. Dann sagte sie mit ihrer schnarrenden Stimme:

„Heut übers Jahr, mittag um zwölf, sterben Sie durch einen Schuß!"

Wir begleiteten diese Weissagung mit einem hellen Gelächter, aber sie ließ sich nicht irre machen, nickte protestierend mit dem Kopfe und wiederholte:

„Übers Jahr, Sie werden ja sehen!"

Wir ließen sie nun laufen und waren bald wieder in der unterbrochenen Lustigkeit.

Ernst war in übersprudelnder Laune. Er witzelte über sein tragisches Ende, verteilte an uns seine irdischen Güter und hielt sich selbst eine Leichenrede.

Aber ich merkte, daß sein Seelenbarometer doch etwas gesunken war. Ein so fein differenzierter Mensch konnte das dem Auge des Freundes nicht ganz verbergen.

Ich muß gestehen, daß ich selbst Augenblicke hatte, in denen ich der mystischen Enthüllung der Alten gläubig zuneigte. Solche Hellseherssprüche mit dieser Überzeugung dargetan, haben immer eine suggestive Wirkung auch auf den größten Freidenker. — —

— — Die tägliche Arbeit ließ indes die ganze Geschichte bald auf den Grund der Vergessenheit sinken. Ernst wenigstens sprach nicht von der Sache und ich schwieg absichtlich. Ich hatte mir aber den Tag im Kalender angestrichen und beschlossen, Ernst zu beobachten.

Und dies war gut getan, denn je näher der Tag rückte, desto nervöser schien Ernst zu werden. Er sah bleich und angegriffen aus, und als ich ihn nun doch einmal direkt fragte, was ihm sei, gestand er mir, daß ihm die dumme Wahrsagergeschichte nachts im Kopfe herumgehe und ihm fast den Schlaf raube.

Ich hatte es gewußt und suchte ihn zu beruhigen, indem ich auf das Unsinnige der Sache hinwies und ihm auch zusicherte, ich würde an dem Tage bei ihm bleiben und es solle ihm nichts geschehen.

Jede Freistunde suchte ich ihn auf, denn ich hatte eine leise Bange, daß der Spruch der Alten suggestiv

auf ihn einwirken und er schließlich selbst die Waffe in die Hand nehmen könnte. — —

Es war am Tage vorher!

Er kam zu mir, noch ehe ich Mittag gegessen hatte. Er war sehr nervös und legte mir einen blanken, geladenen Revolver auf den Tisch.

„Was ist das für ein Unfug! Gleich gibst du ihn her!" fuhr ich ihn an. „Was willst du mit dem Schießeisen?!"

Ich sah ihm fest in die Augen.

Er lachte, aber sein Lachen klang etwas unsicher.

„Ich weiß, was du denkst!" sagte er. „Ja, mir ist so ein Gedanke gekommen, aber nur ganz schwach und erst, nachdem ich das Ding da gekauft hatte."

„Das geht zu weit!" entgegnete ich. „Wozu hast du das Ding da überhaupt angeschafft?"

„Nur zu meiner Verteidigung: Angenommen, daß doch etwas Ähnliches eintreten sollte, wie die Prophezeihung sagt, so will ich mich doch wenigstens nicht wehrlos niederschießen lassen."

„Du denkst an einen Einbruch, einen Überfall?" sagte ich.

„Ja!"

„Hm! Weißt du was?! Ich habe eine Idee! Wir verleben morgen den ganzen Tag zusammen. Und damit wir jeder Gefahr entrinnen, die ja schließlich in den Steinhaufen menschlicher Wohnungen beständig auf uns lauert, machen wir zusammen einen recht friedlichen Ausflug über Land. Ich schlage den lieblichen Lorettohügel vor. Der Weg führt durch wogende Kornfelder,

und wir werden bei dem schönen Sommerwetter sehr vergnügt sein!"

„Du bist ein guter Mensch," sagte er schlicht und drückte mir warm die Hand.

„Aber die Waffe läßt du mir da, nicht wahr?"

Er reichte sie mir willig zu.

„Stecke sie aber morgen auf jeden Fall zu dir," bat er mich, „man kann nicht wissen. Ich glaube nicht direkt an den Mumpitz der Alten, aber trotzdem will ich froh sein, wenn die Mittagstunde morgen vorüber ist."

— — Am andern Morgen holte ich ihn schon beizeiten in seiner Wohnung ab. Er war sehr erfreut, als er mich sah und gestand mir, daß er die ganze Nacht kein Auge zugetan habe.

„Hast du den Revolver mit?" fragte er.

„Hier ist er," sagte ich, „aber einstweilen laß ihn bei mir in der Tasche. Er ist dort gut aufgehoben."

Er war einverstanden und wir traten unsren Weg an.

Es war ein herrlicher Tag. Die Luft war klar und die Ferne sprühte wie Smaragd.

Wir waren anfangs bei bester Laune, aber je näher die verhängnisvolle Stunde kam, desto unruhiger wurde Ernst.

Ich bemerkte, wie er sehr oft nach der Uhr sah und mich oft von der Seite anblickte, vor allem keine meiner Handbewegungen aus den Augen ließ.

Ich erriet seine Gedanken.

„Ernst!" sagte ich und legte ihm warm meinen Arm um die Schulter, „du hast doch nicht etwa Mißtrauen gegen mich?!"

„Nein, nein," entgegnete er ausweichend, „aber bitte, gib mir jetzt den Revolver, es beruhigt mich, wenn ich ihn bei mir habe."

„Sieh, dann könnte ich wieder Bange um dich haben. Es ist doch zu unsinnig. Wollen wir das dumme Ding nicht lieber da in den Bach werfen?"

„Nein, nein. Jetzt noch nicht, nach zwölf Uhr, ja! Jetzt gib her!" drängte er nervös.

Es blieb mir nichts übrig. Ich hatte im stillen Reue, daß ich die Waffe heute früh nicht entladen hatte. Ich gab sie ihm hin. Er steckte sie in die linke Rocktasche. Ich faßte ihn — scheinbar absichtslos — unter dem linken Arme und hatte so wenigstens die Genugtuung, daß er die Waffe nicht ergreifen konnte, solange ich es nicht zuließ.

Es war inzwischen drei Viertel an zwölf Uhr geworden.

Wir stiegen an der kahlen Seite des Lorettohügels empor.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Ein unbewachter Säugling wäre nicht sicherer gewesen als wir.

Ich redete krampfhaft auf Ernst ein, erzählte ihm allerhand Schnaken und Witze und lachte selbst so laut als möglich darüber, um ihn besser über die letzte bange Viertelstunde hinwegzubringen.

Sie ging auch — obgleich langsam schleichend — vorüber. Eben hob auf einer fernen Dorfkirche die Uhr zum Mittagsschlage aus.

„So, nun bist du erlöst, nun weg mit aller Bange!" rief ich. Aber kaum verklang mein letztes Wort — ja,

das geschah alles so unheimlich schnell, eigentlich unglaublich! Kaum verklingt mein Glückwunsch, da strauchelt Ernst plötzlich über einen simplen Feldstein, der am Wege liegt, und stürzt zu Boden, obgleich ich ihn noch am Unterarme halte. Dabei muß sich die Sicherung der Waffe verschoben haben, ein Schuß ertönt, Rauch wirbelt aus Ernsts Rocktasche, und er selbst bleibt röchelnd liegen, während die Glocke die letzten paar Schläge singt.

„Also doch!" entfährt es mir in starrem Entsetzen.

Ich beuge mich zu ihm nieder. Er ist nicht mehr zu erkennen gegen die letzten Tage. Er lächelt.

„Ich habs — gewußt!" röchelt er. „Es ist mir — wie eine Erlösung. Du glaubst nicht — was ich gelitten habe bis zu diesem Augenblicke."

Ich reiße ihm Rock und Hemdbrust auf. Ein kleines, rundes Loch über der linken Brustwarze läßt ein rotes Brünnlein hervorspringen.

Ich nehme den Erbleichenden in meinen Arm und küsse ihm den letzten Hauch von dem lieben, heiteren Munde, bedecke das Antlitz mit meinem Tuche und eile nach der Stadt zurück, um Meldung zu erstatten.

Zwei Tage später begleitete ich ihn auf seinem Spaziergange nach jenen Gefilden, in denen keine Angst uns schreckt.

Neue empfehlenswerte Bücher

Der Dämon Asmo Luzi

Von Heinrich Tiaden

Broschiert 5.50 Mark :: Gebunden 6.— Mark

Im Mittelpunkt der glutvollen, tiefgründigen Handlung steht ein junger Künstler, in dessen Seele sich ein verzweifelter Kampf abspielt zwischen seinen ehrgeizigen Künstlerplänen und der Beschränktheit seiner Gestellungskraft. In seiner düstersten Stunde tritt der Dämon an ihn heran und bietet ihm das, wonach der Künstler mit allen Fibern seiner Seele giert. Der Verzweifelte unterliegt und stürzt rettungslos in den Abgrund seines Verderbens. Tiaden reicht mit diesem jüngsten Erzählungsbuche an die Stärksten unserer gegenwärtigen Romandichter heran. Sein tiefgreifendes, fesselndes Werk ist ein Triumph der Meisterschaft. Hier hat eine von Leidenschaft durchglühte Poetenseele mit feurigem Pinsel ein Phantasiegemälde geschaffen, wozu als Hintergrund das Universum eben noch groß genug ist. — Dieser von Tiaden geschaffene Dämon hat etwas Faustisches, ja etwas Überfaustisches, das ihm für alle Zeiten Leben geben wird. Ob Tiaden ahnte, als er diese überragende Gestalt voll furchtbarer Schönheit schuf, welch eine literarische Großtat er verrichtete?

Bazillus Napoleonis

Roman von Fritz Arenhövel

1.—10. Tausend

Broschiert 6. Mark :: Gebunden 8. Mark

Ein kühneres, sensationelleres Buch wurde seit Jahren nicht mehr geschrieben. Wie ein grausiger Spuk steigt das Gespenst eines neuen afrikanischen Weltkrieges vor uns auf. Mit Möglichkeiten, die das Blut erstarren machen können. Europas genial gesehene Zukunftsverfassung, Europas ganze Kultur in wenigen Tagen vernichtet durch die gigantische Brutalität des Negerkönigs Napoleon, dessen Bazillenkrieg die Erde in Trümmer legt, um sie wider Willen — für England zu retten. Nie wurde Englands unersättliche und heimtückische Weltpolitik schonungsloser entlarvt und gebrandmarkt, als in diesem Romane, dessen Geschehnisse umso furchtbarer scheinen, als sie sich widerstandslos aufbauen auf den Wahrheiten unseres eigenen politischen Erlebens. Es ist, als schrie der Versailler Frieden nach dieser Entwicklung. „Bazillus Napoleonis" ist ein Werk von unheimlicher Kühnheit und Spannung, von fabelhaftem Tempo und Können. Es wird Aufsehen erregen, wo man es in die Hand nimmt.

127

OCT 21 1983

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 04 03 009 8